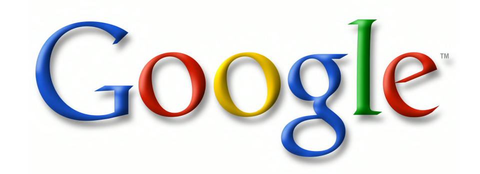
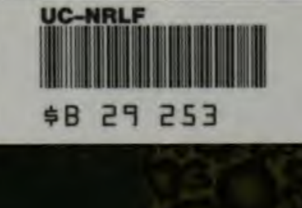
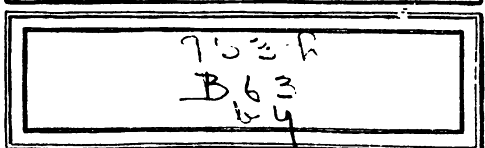
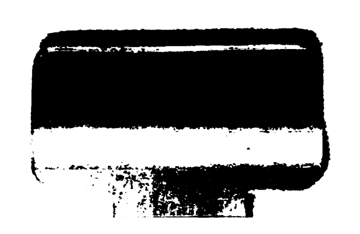
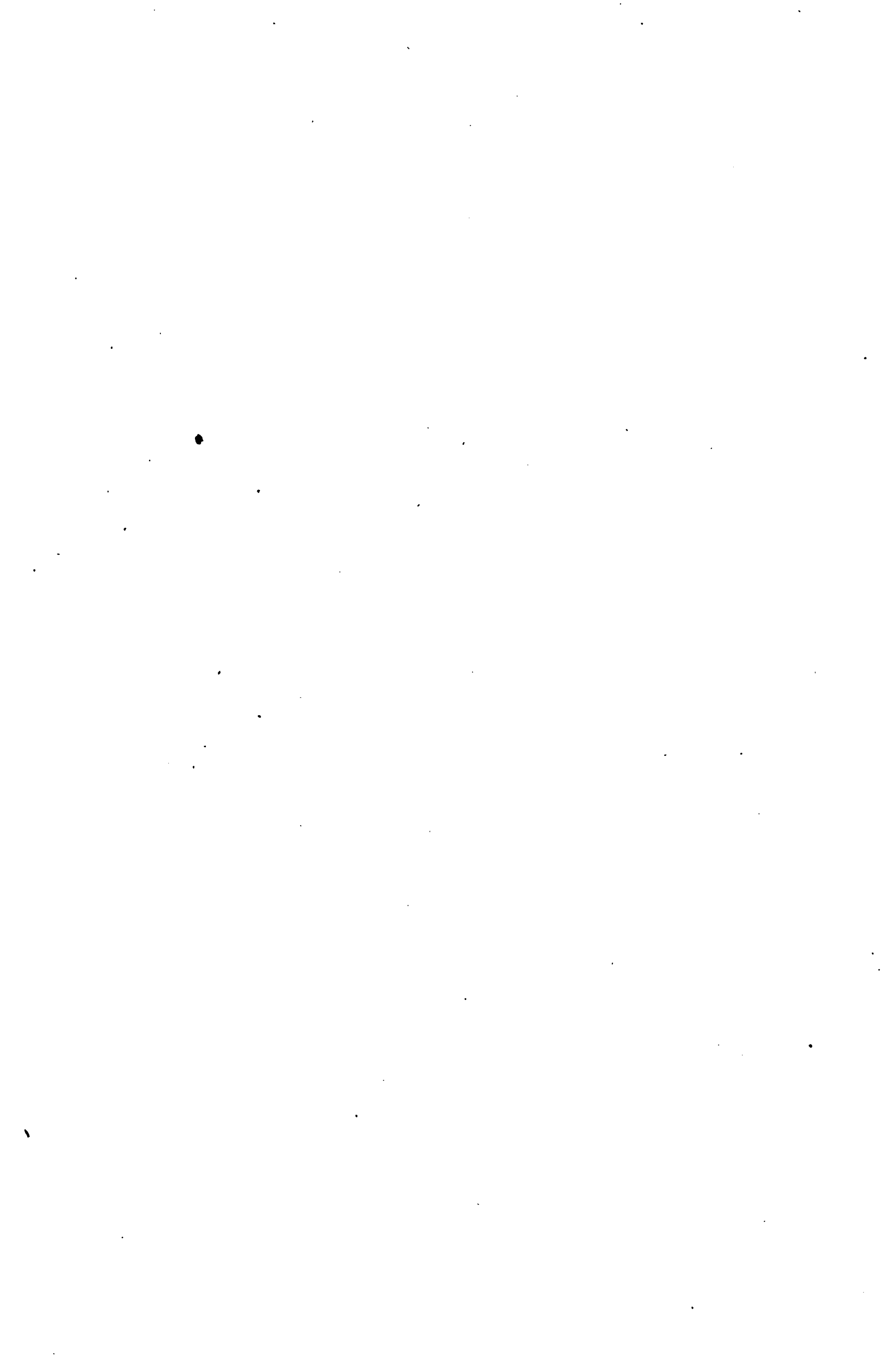





SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS


B63







Bleibtreu / Das Byron-Geheimnis



Das Byron-Geheimnis

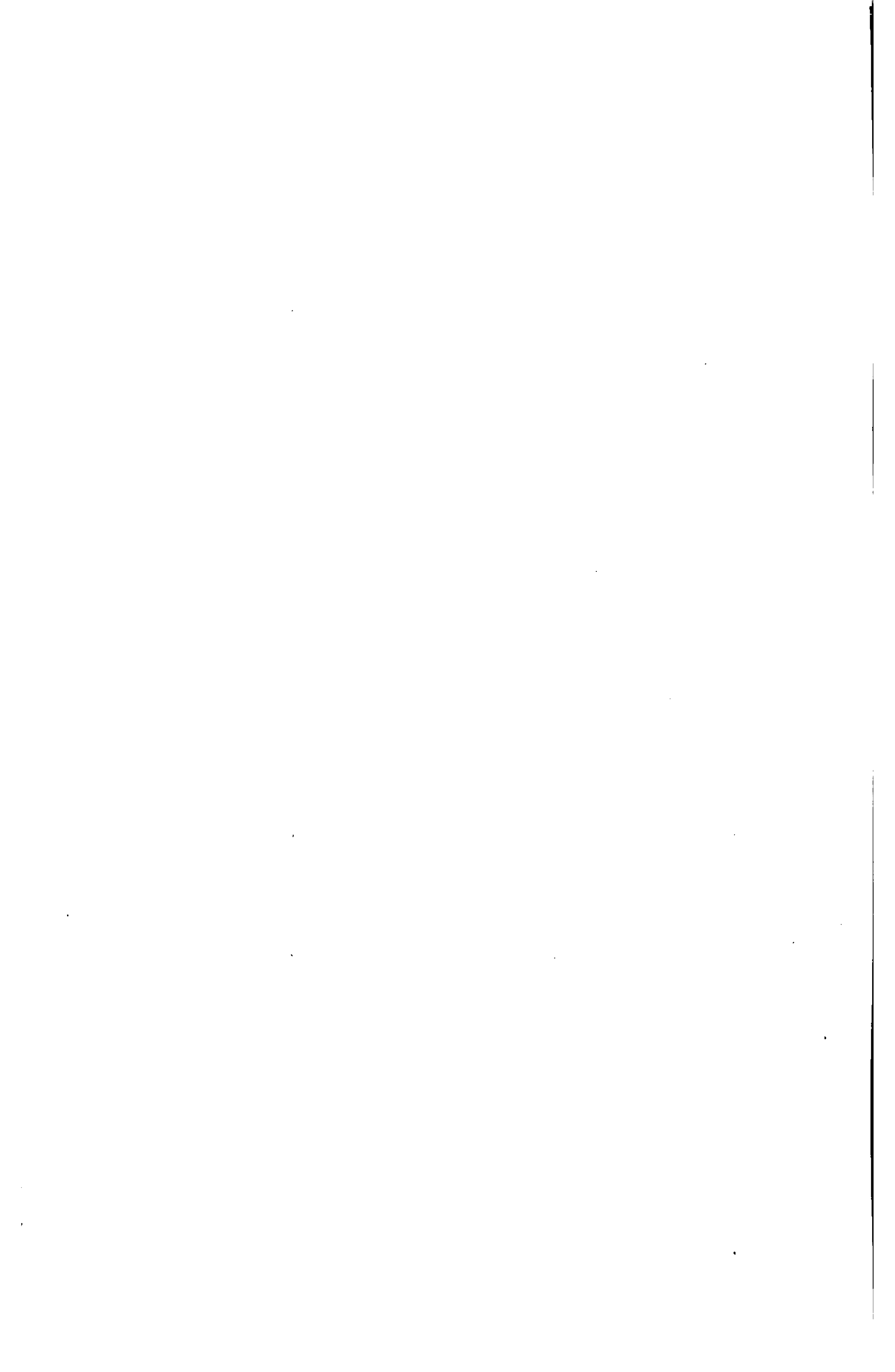
von

Carl Bleibtreu

1912

Georg Müller Verlag München und Leipzig

Geleitwort



„Der Baum der Erkenntnis ist nicht der des Lebens“ (Manfred). Ja, aber des Genies, das nur eine Frucht der Erkenntnis.

Armer Byron! Sein zeitliches Exil im Leben erweiterte sich heut zu einer breiteren und bittereren Verbannung, nicht nur in seinem eigenen Vaterlande. Grade die Radikalen und Realisten schütteln ihn von sich ab, betrachten ihn als einen toten Mann, vieux jeu. In den hübschen Essays des Amerikaners Lowell „Englische Dichter“ finden wir Wordsworth und Keats als die tonangebenden Poeten des neunzehnten Jahrhunderts, Byron wird so nebenher in einer Glosse als kluger Weltling abgetan, eine Art Dichterhumbug. Gab es wirklich eine Zeit, wo er als Weltstimme moderner Poesie galt, wo sogar Bismarck in Briefen an seine Frau seitenlang Byronische Verse zitiert? Heute wird diese majestätische Stimme in England geradezu niedergeheult vom launischen Kläffen einer hypermodernen dekadenten Afterkritik, die sein Genie profaniert, als sei es bloße Travestie, mit hohlem Wortgepränge einen Schein falscher und unechter Empfindung vortäuschend. Nun, daß Byron manchmal Schnitzer in seiner poetischen Grammatik aufwies, hat schon Swinburne dargelegt, dessen krampfhafte Leidenschaftspose ihn freilich am wenigsten zu dieser Nörgelei hätte einladen sollen. Doch was bedeuten Flecken in der Sonne, wenn sie soviel Schönheit ausstrahlt, was rauhe und harsche Töne, wenn ein Löwe sein Gebrüll erhebt? Wir aber werden nun enthüllen, daß seinem Weh keine sentimentale Wehleidigkeit anhaftete. Für die eingeborene Wahrhaftigkeit seiner unglücklichen Wesensart bietet unsere Enträtselung seines Lebensgeheimnisses den

abschließenden Beweis. Künstlerische Objektivität wird oft nur künstliches Spiel und löst sich nie ins Wörterbuch lebendiger Wahrheit ohne die magische Alchimie höchst persönlicher Wahrheit. Wie Robespierre sagte: „Die Wahrheit hat ergreifende schreckliche Töne, die Lüge kann sie so wenig nachahmen, wie Salmoneus die Donner Jupiters." Nein, dieser normännische Berserker und Skalde, Abkömmling Ralf de Buruns, der mit Wilhelm dem Eroberer bei Hastings focht, dieser Enkel gälischer Hochlandshäuptlinge mit königlichem Gordonsblut in den Adern glich keinem affektierten Bummler einer ‚Sentimentalen Reise', den nur eine Laune der Natur mit erstaunlichem Reichtum melodischer Zunge begabte.

Ganz mit Recht belehrten Sachkundige damals die öffentliche Meinung, Byron schreibe nie eine Zeile ohne eine Grundlage wirklichen Erlebnisses. Diese Lehre gehört zum heimlichsten Gebiet der Aesthetik: je größer der Dichter, desto größer seine Fähigkeit „durch Leid zu lernen, was er lehrt im Sang", wie Byron selber es so bezeichnend ausdrückt. Im herzzerreißenden Aufschrei Manfreds, als der Geist der verlorenen Astarte vor ihm aufsteigt, liegt eine furchtbare Wirklichkeit. Es wäre ein seltenes Beispiel von Autosuggestion, wenn solche Ergüsse eines unverkennbar gefühlten Grams nichts wären als sozusagen eine mediumistische Materialisierung poetischer Hypnose. Denn im ganzen Umkreis literarhistorischer Analyse bemerken wir überall bei jedem Einzelfall, daß solche Magie, eigenste Herzenstöne aus bloß Eingebildetem und Erträumtem zu beschwören, keinem Sterblichen verliehen wird ohne persönlichen Anteil am Dargestellten. Man braucht nur auf Goethe zu verweisen, der deshalb auch, wenngleich auf irriger Fährte, im Manfred bestimmte Gewissensqualen des Autors erkannte.

Natürlich arbeitet Wiedergabe des Erlebten im Dichterschaffen mit mannigfaltiger Verschiedenheit und vornehmem Takt, Persönliches zu Sinnbildlichem umgestaltend, weshalb das vulgäre Fahnden nach „Modellen" von Dichtungsper-

sönlichkeiten sich stets auf dem Holzweg befindet. Wenn z. B. Byron gestand, er habe den Korsar „sehr nach dem Leben" geschrieben, so faßte nur damaliger Unverstand der neugierlüsternen Menge es so auf, als müsse nun er selbst Korsarenfahrten durchlebt haben. Doch in solchem Geständnis Byrons eine öffentliche Dandy-Pose zu wittern, wie heutiges Unverständnis es beliebt, geht ganz fehl. Ja, wie durfte er behaupten, dort ein Selbsterlebtes illustriert zu haben? Wohl, wir erkennen hier den tiefgreifenden Unterschied der gewöhnlichen Lebensauffassung von jener Wirklichkeit, wie sie ein Künstler sieht: nie als Photographie. Selbst in autobiographischen Werken wird der Poet nie ganz seine Kleider ausziehen und sich nackt zeigen. Deshalb nennt Goethe tiefsinnig seine Lebensbeschreibung „Wahrheit und Dichtung". Byron meinte das innere Erlebnis, das sich ihm in der Korsarenfabel ausdrückte, und den Grund hierfür werden wir noch sehen.

Der Fall, den wir behandeln, mischt sich so mit psychologischen Feinheiten, daß wir uns nicht wundern, dieselben scheinbaren Widersprüche wie in Byrons eigenem Verhalten auch noch heute wirksam zu finden. Stets erwarteten wir Besonderes von Hobhouses (Lord Broughtons) Memoiren, die erst 1900 veröffentlicht werden sollten, so lange nach dem Tode des Verfassers. Wozu diese äußerste Vorsicht? Fürchtete er Folgen und Verantwortlichkeit für Enthüllungen, die, nach seinem eigenen wiederholten Ausspruch bei Lebzeiten, sicher nicht das Andenken seines Byron ernstlich beflecken würden? Also nahm er Rücksicht auf andere. Doch seltsam, nicht einmal 1900 kamen die in anderen Dingen recht interessanten Memoiren heraus, erst 1909 entschloß man sich dazu. Sie erschienen und — „gaben kein Zeichen". Alle Welt hatte Neues über Byron erwartet, als dessen Intimus doch Hobhouse allein seinen Namen verewigte. Doch nichts von irgendwelchem Belang steht darin. Was bedeutet das? Hat der Herausgeber alles Gefährliche ausgemerzt oder vertraute Hob-

house seine Kenntnis selbst in seinen Memoiren nicht der Oeffentlichkeit an? Oder besaß er wider alles Erwarten keine geheime Kunde? Das scheint beinahe unmöglich und das ewige Verschieben der Herausgabe macht einen verdächtigen Eindruck. Spielen aber geflissentliche Ausmerzung oder gewolltes Schweigen mit, so muß das über Byrons Ehetrennung zu Enthüllende von so gefährlicher Natur gewesen sein, daß er es einerseits auch so lange nach Lady Byrons Tod nicht verraten wollte, es andererseits auch für Byrons Andenken nicht nützlich erachtete. Darüber läßt sich streiten, unsere Ansicht führt zu anderer moralischer Erwägung und wir sind nicht verpflichtet, irgendwelche gleichgültige Interessen zu schonen, wenn die Wahrheit über eines großen Menschen Leben auf dem Spiele steht. Dies um so mehr, als sich neuerdings wieder vorlaute Sinnfälschungen hervorwagten, die jener alten Inzestmythe eine Unterlage geben möchten. Noch ärger: diejenige Seite, auf die wir gewiß Rücksicht nehmen würden, hat sich dies selbst verscherzt. Nicht nur hörten wir, daß ein Nachkomme Byrons sich in Nizza einmal kurz äußerte: „Well, he was a fine beast", mit vielsagendem Blick abbrechend, natürlich mit dem Zaunpfahl winkend. Sondern Byrons Enkel, der als alter Herr verstorbene zweite Earl of Lovelace, schwang sich zu einer Art Roman unter dem Titel „Astarte" auf, worin er deutlichst zu verstehen gab, daß Byron und seine Stiefschwester wirklich Inzest miteinander trieben. Das erregte damals viel Unwillen selbst bei solchen, die nicht abgeneigt, daran zu glauben. Liegt hier bei gehässigem Schleudern vergifteter Geschosse die moralinsaure Kleinlichkeit eines aristokratischen Spießbürgers vor, der lieber sein eigenes Nest der Familienehre beschmutzt, als daß er sich verkneifen kann, einem Genius seine Philisterelle anzulegen? Begriff der gute Earl nicht, daß sein Name nur in einer Randglosse der Literaturgeschichte als Byrons hinterlassener Verwandter einige Daseinsbedeutung gewinnt, daß Byron, wäre er der ärgste Unhold, immer noch den unsterblichen

Ruhm des britischen Hochadels bilden würde? Die so denken, täuschen sich. Der Earl war ein gebildeter Mann, entschloß sich also zu so gewagtem Schritte offenbar aus besonderen geheimen Beweggründen. Wir glauben diese zu kennen. Fühlte er sich gezwungen, nochmals durch die Inzest-Fabel jede weitere Nachforschung zu unterbinden? Nach unserer Kenntnis der Tatsachen aber fragen wir: ist wahrscheinlich, daß Lovelace nichts von gewissen Dingen wußte?

Nachdem er selbst einst, damals Lord Wentworth, gegen die Inzestfabel so scharf Stellung nahm und ausdrücklich bezeugte, weder gäben Lady Byrons schriftliche und mündliche Aussagen dazu Anlaß, noch habe ihr Entschluß zur Trennung irgendwas damit zu schaffen gehabt? Hat der Earl Lovelace also wider besseres Wissen seine perfide Anklage gegen seinen glorreichen Großvater geschleudert, so begreifen wir ja den Grund nur zu wohl, wie sich später zeigen wird. Aber er hat dann eine so unehrenhafte Handlung verübt, daß wir uns jeder Rücksicht entbunden fühlen. Und selbst wenn er — uns unbegreiflich — wirklich aus eigener Ueberzeugung sich dazu hinreißen ließ, so gehört auch dann eine seltene Leichtsinnigkeit — wir wollen nicht sagen Roheit — der Gesinnung dazu, rücksichtslos das Gewicht seines Namens und seiner Verwandtschaft dieser Besudelung eines Unsterblichen zu leihen. In jedem Fall dürfen wir daraufhin jedes Bedenken fahren lassen. Lovelace hat als einziges karges Beweismittel einen angeblichen Brief Byrons von 1819 an seine Schwester, der sich als Liebesbrief brandmarken soll und die Anspielung enthält: „Francesca und Paolo von Rimini, deren Fall dem unserigen bedeutend hintansteht". Ferner liegen ein paar sonderbare Briefe Lady Byrons vor, worin Mrs. Leigh mit Duldung und Schonung behandelt wird, ohne daß sie rundweg deren angebliche Schuld ableugnet. Letzteres versagt im Licht unserer eigenen Untersuchung, da Lady Byron notwendigerweise nie mit der Sprache herausrückte, es in ihrem Interesse fand, zweideutig zu munkeln ohne klares Ja und Nein.

Byrons eigener Brief aber, falls es sich dabei nicht um dreiste Fälschung handelt, braucht keineswegs den Sinn zu ergeben, den man hineinlegt. „Gebt mir eine Zeile von jemandes Hand und ich will ihn darauf hängen lassen," sagte der weltkluge Talleyrand. Wer mit vorgefaßter Meinung ein unklares Schriftstück liest, entnimmt daraus eben, was ihm paßt. Selbstverständlich konnte Byron sich nicht enthalten, das einzige, ihm am nächsten stehende, noch lebende Wesen, das ihm unverbrüchliche Treue bewahrte, nicht anders als in zärtlichsten Ausdrücken anzureden. Hat er das in den Gedichten „An Augusta" etwa nicht getan? „Meine Schwester, meine süße Schwester! Wenn ein Name reiner und teurer sein könnte, würde er zu dir passen!" „Das Wrack meiner Vergangenheit . . lehrt mich, daß, was ich am meisten schätzte, es verdiente, mir am teuersten zu sein." „Ein Quell in der Wüste springt auf, ein Baum in der Wildnis erblüht, ein Vogel der Einsamkeit singt noch und von dir nur spricht sein Gemüt." Nur ein verderbtes Gehirn kann aus diesen Aeußerungen reinster Zuneigung und unvergänglicher Dankbarkeit etwas Unerlaubtes herauslesen! Zumal wenn man die besonderen Lebensbeziehungen erwägt, die diese unglücklichen Halbgeschwister aneinanderschlossen. Die Wendungen des Briefes aber sagen nichts anderes und die ironische Anspielung auf Paolo und Francesca soll die Arme aufheitern, daß sie so gleichsam unsterblich mit ihm verknüpft sei, daß eben das durch die Verleumdung äußerlich geschaffene Verhältnis an Abenteuerlichkeit die berühmteste Inzestfabel der Weltliteratur übertreffe!

Umgekehrt müssen wir Edgecombes anderweitigen Erklärungsversuch („Byron, die letzte Phase" 1909) beiseiteschieben. Danach hätte der Brief gar nicht Augusta gegolten, sondern Byrons Jugendliebe Mrs. Musters (Mary Chaworth), mit der er in Ehebruch gestanden und das der Leighschen Adoption untergeschobene ominöse Kind Medora Leigh gezeugt habe. Daß Augusta durch pekuniäre Berechnung dazu

getrieben worden sei, weil Byron dafür sein Vermögen an die Familie Leigh vermachen sollte, stimmt nicht zu Byrons steter Betonung ihrer Selbstlosigkeit, verrät auch naive Auffassung juristischer Möglichkeit solcher Schiebung. Wird es nicht schon dadurch hinfällig, daß eben Byron keineswegs diese Verpflichtung einlöste, vielmehr schon bei Lebzeiten wiederholt darauf Gewicht legte, er spare an seiner Person, um seiner „legitimen" Tochter Adah recht viel Erbgut zuzuwenden? Von einem Legat an die Leighs war nicht mehr die Rede. Daß er es aber ursprünglich ins Auge faßte, nämlich vor der Ehe, bestätigt scheinbar, daß er sich für e i n „Kind" der Leighs besonders interessierte. Nun würde ferner das intime Verhältnis, das zwischen Lady Byron und Augusta fortdauerte, dann erst recht unverständlich, wie überhaupt das Benehmen aller beteiligten Personen. Denn wenn es sich um ganz gewöhnlichen Ehebruch handelte, so lag nicht der geringste Grund vor, auf beiden Seiten ein so tödliches Schweigen zu beobachten. Derlei Eheirrungen waren im damaligen Highlife etwas Alltägliches. Hier drohte keine Spur von Tragödie, denn Mrs. Musters, von ihrem Gatten vernachlässigt und in chronischer Trunkenheit oft mißhandelt, hatte selbst Gründe zur Scheidung und nichts konnte Byron hindern, sie nach seiner Scheidung zu heiraten und diesen höchst verzeihlichen romantischen Liebesgrund (alle Welt kannte Byrons Jugendliebe) bekanntzugeben. Ebenso besaßen weder Lady Byron noch Augusta dann irgendwelche Ursache, sich in Schweigen zu hüllen und ein unbegreifliches Spiel zu treiben, das notwendig Byron und Augusta so sehr schaden mußte. Mag Augustas aufopfernde Schwesterliebe noch so groß gewesen sein, solchen wahnsinnigen Heldenmut wird ihr wohl kein Vernünftiger zutrauen, daß sie sich zeitlebens und über den Tod hinaus mit einem nach englischen und fraulichen konventionellen Begriffen unauslöschlichen Schimpf behaften ließ, bloß um eine ungefährliche Liebesintrige des Bruders zu decken. Nein, dazu können nur viel ernstere

Gründe sie bewogen haben, eine schwere Gefahr, die dem Bruder drohte. Die volle Unmöglichkeit der Edgecombeschen Theorie entpuppt sich aber darin, daß Byron unmittelbar nach der Scheidung in Genf den „Traum" schrieb, wo er in durchsichtiger Verhüllung seine unglückliche unerfüllte Liebe zu Mary Chaworth mit offenbarster Wahrhaftigkeit beklagt. Aus dem Inhalt geht hervor, daß schon damals Mrs. Musters sich in Geistesstörung befand, wahrscheinlich hervorgerufen durch Verzweiflung über ihre eigene unglückliche Ehe und ihr einstiges Verschmähen des „lahmen Jungen", an dessen ungeahnte Größe sich jetzt ihre Phantasie klammert. Und wie reimt sich zu dem allem die verbürgte Tatsache, daß Byron zwei Annäherungsversuche seiner einstigen Flamme höflich, aber kühl abwies? Wann sollte überhaupt sein Ehebruch mit Mrs. Musters stattgefunden haben? 1813/14, wo er mit der eifersüchtigen Lady Lamb verkehrte und sich in Miß Milbanke (Lady Byron) mehr oder minder verliebte? Dies wäre der einzige denkbare Zeitpunkt, aber weder in Byrons Tagebuch, noch in Briefen und mündlichen Aeußerungen findet sich auch nur der leiseste Fingerzeig für solch einschneidendes Erlebnis, noch irgendwelche Beziehung darauf in seinen Werken, sondern nur das Gegenzeugnis des „Traum". Wer Byrons fast krankhafte Aufrichtigkeit kennt, seine Sucht, mit dem Feuer zu spielen, kann daher über Edgecombes wohlgemeinte „Rettung" Byrons vor dem Inzest-Verdacht nur lächeln.

Doch der Vorgang beweist aufs neue, wie dies Rätsel immer erneut alle Köpfe verwirrt und die kindlichsten Theorien später gesponnen werden, um das Dunkel zu lichten. (Hierzu gehört auch die später zu erörternde Jeaffresonsche, nachher von E. Engel entlehnte, Clairemontfabel.) Das ist insofern wertvoll für unsern Zweck, als noch jedermann, der sich eindringlich und unbefangen mit der Streitfrage beschäftigte, die auf purer Unkenntnis beruhende Voreingenommenheit gegen Lady Byrons angebliche „Monomanie" abstrei-

fend, zur ungeblendeten Erkenntnis kam: es müsse etwas Ernsteres zugrunde liegen, als bisher vorgeschützt. Selbstredend würde die Inzestfabel, an die niemand mehr glaubte, bis sie durch Lovelaces unverfrorene Wiederaufwärmung erneut auf Unbelehrbare Einfluß übte und behält, weit triftiger sich zu Lady Byrons Entschluß reimen als Edgecombes haltlose Behauptung. Denn 1) besteht zwingender Wahrscheinlichkeitsbeweis, daß Byron überhaupt nie mit Mrs. Musters ein Verhältnis hatte, 2) könnte das nur vor der Ehe geschehen sein und dies ging Lady Byron um so weniger an, als sie, wie alle Welt, ja fälschlich frühere Donjuanerie bei Byron voraussetzte. Auch hätte die wirkliche Lady Byron, die Aufgeklärte, Hochgebildete, Vorurteilslose, nicht die alberne Gans der Legende — an dieser Liaison am wenigsten Anstoß genommen, da Byrons Jugendliebe für Mary Chaworth ein romantischer Nimbus umgab und als Entschuldigungsgrund obendrein deren eigene unglückliche Ehe vorlag. Bei den damaligen sittlichen Zuständen des Highlife hätte fast jedes Paar wegen Untreue geschieden werden müssen, und wenn Lady Byron selbst rigoroseren Maßstab anlegte, so wußte sie doch z. B. genau, daß ihre eigene Kusine Lady Lamb 1813 Byron mit ihrer ehebrecherischen Leidenschaft verfolgte. Ebenso wußte sie aber, daß Byron der Lamb längst den Laufpaß gab, und eine so kluge Frau erkannte längst, daß Byron nie zur Donjuanerie neigte und sich den Weibern gegenüber eher erotisch ablehnend verhielt, wie denn seine vornehmen Freundinnen ihn bezeichnenderweise „Schwester Byron" nannten. Und endlich, wie wir sehen werden, wußte sie, daß Byron sie liebte und allem Ermessen nach ein exemplarischer Ehemann war. 3) Aber sogar die innere und äußere Unmöglichkeit angenommen, das angebliche Verhältnis habe noch während der Ehe lose und locker bestanden, was hinderte denn die Gattin, dies als Grund zu bekennen? In den Scheidungsakten steht aber keine Silbe von „Untreue". Und wenn ihre lebenslange Intimität mit der angeblich schuldigen

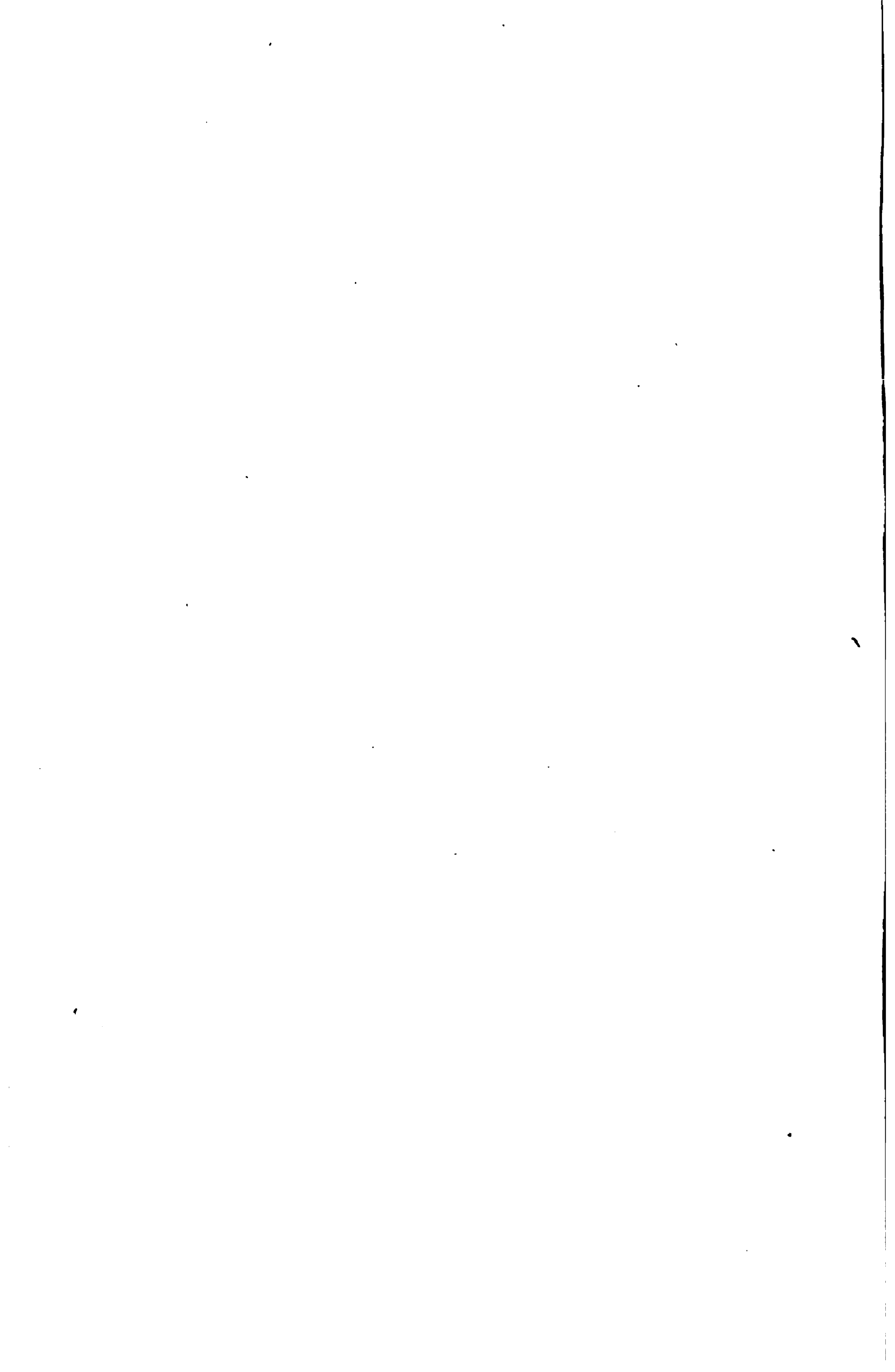
Schwägerin schon ausreichend die Inzestfabel entkräftet, da man sonst Lady Byron für ein Ungeheuer von Falschheit halten müßte — was denn auch Unwissende später taten, von allen Tatsachen ihres durchaus vornehmen und edlen Lebens Lügen gestraft —, so wäre anderseits diese dauernde Freundschaft unbegreiflich, wenn Mrs. Leigh sich an ihr durch täuschende Deckung jener Liaison und des angeblich daraus entsprungenen Kindes vergangen hätte. Frauen kritisieren ihr eigenes Geschlecht stets härter als den Mann und die entschieden ungewöhnliche Lady Byron hatte sonst gar keine Anziehungspunkte mit der geistig mittelmäßigen Schwägerin gemein. Welchen Grund hätte also ihre dann berechtigte Animosität zur Schonung und nun gar zu unerschütterlicher Lebensgemeinschaft gehabt? Und wenn Mrs. Musters notorisch zur Zeit der Ehetrennung schon in Irrsinn verfiel, so pflegt man auf arme Irre nicht mehr eifersüchtig zu sein und verzeihende Aussöhnung geboten dann die Umstände. Welche Mutter, die eben erst ein Kind gebar, wird dessen und die eigene gesellschaftliche Existenz als „geschiedene Frau" dauernd trüben wegen einer durch besondere Umstände entschuldbaren Leidenschaftwirrung, deren Objekt schon durch ein „Strafgericht des Himmels" (Irrsinn) beseitigt? Und da also jede Schonung der unglücklichen Mrs. Musters jetzt unnötig, solchen Edelsinn der angeblich erbarmungslosen Gattin vorausgesetzt, wie will man ihr Schweigen, und nun gar ein lebenlanges, erklären?!

Doch wir sehen ja oben, daß ohnehin das ganze Märchen in sich zusammenfällt. Auch durch einfache Erwägung, daß das keineswegs sichere Datum von Medoras Geburt wahrlich nicht, wenn sie, untergeschoben, genau fixiert werden könnte. Ist sie aber wirklich 1814 geboren, warum sollte ihr Taufname nicht beliebig auf Onkel Byrons Wunsch gewählt, sie ganz legitim ehelich erzeugt sein? Daß eine Nichte dem Onkel gleicht, ist häufiges Naturspiel. Auch genügt Mackays alleiniges Zeugnis nicht (vgl. S. 89) und Lady

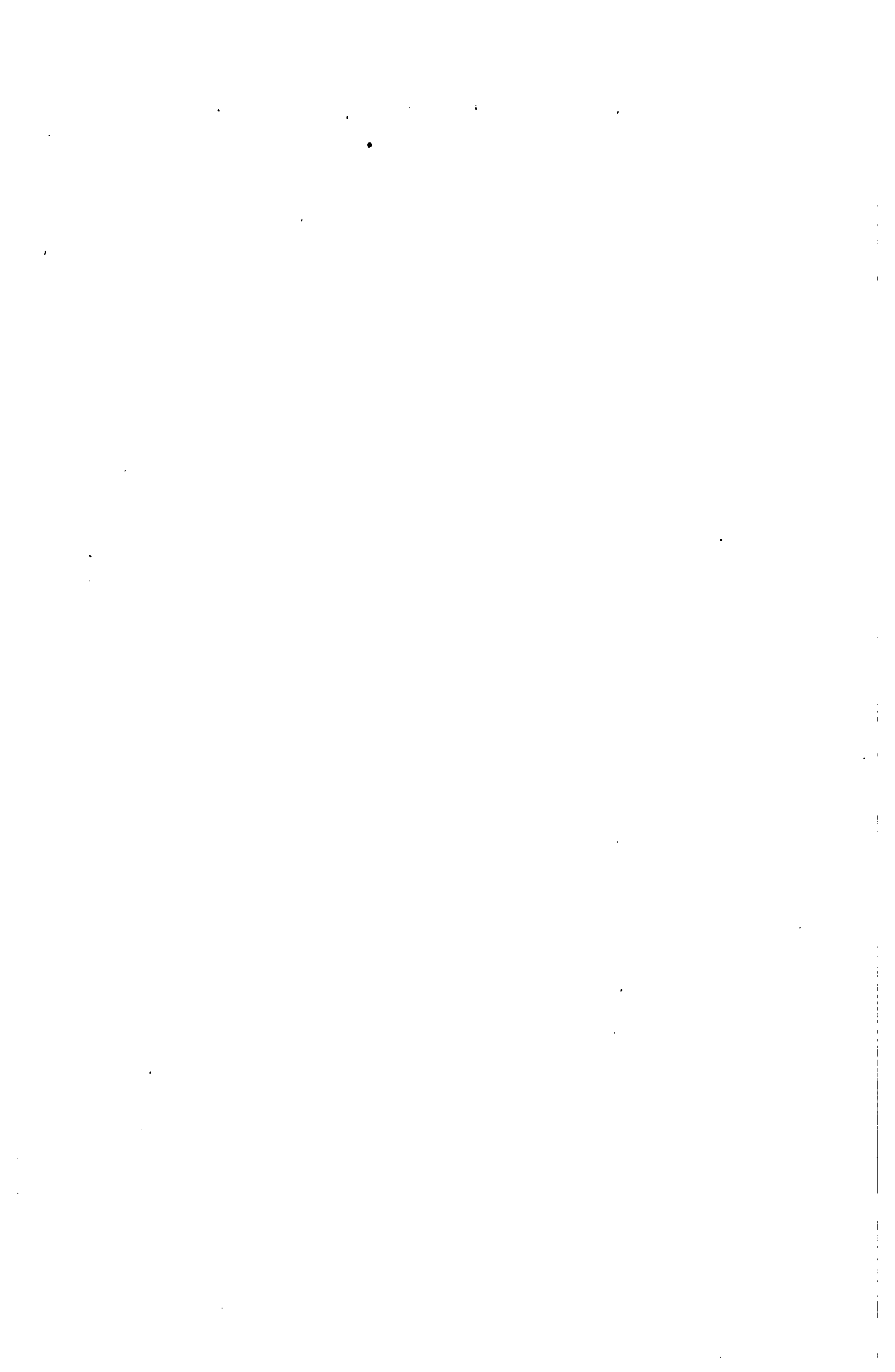
B. könnte absichtlich oder unabsichtlich gelogen haben. B. redet von der Schwester „Kindern" stets im Plural, sein Interesse läßt sich als einfache Bruderliebe erklären. Wir schalten also die Medorafrage an und für sich aus—trotz späterer zweifelnder Erörterung—, da sie möglichenfalls nur zur Verwirrung dient. *)

Da aber nun auch logische Widerlegung der Inzestfabel leicht fällt, und dennoch ebenso logisch etwas sehr Ernstes und Tragisches das Lebensgeheimnis Byrons als Spiralfeder seiner seelischen Entwicklung bildete, was kann es dann gewesen sein? Nun wohl, Rider Haggards berühmte Romanentitel können hier als Motto gelten: „Sie" und „Die Rückkehr von Ihr" (The Return of She)!

*) Stößt man nicht auf neue Unheimlichkeit, daß bei Lebzeiten von Byrons Schwiegersohn, Lovelace dem ersten (uralt 1893 gest.), sein Sohn Lovelace der zweite sich nur gegen die Inzestfabel äußerte, erst kurz vor eigenem Tode seinen Astartestreich wagte und ihm sofort 1907 nachstarb, als könne er solch moralischen Selbstmord der Familienschändung nicht überleben? Gehorchte er zwingendem Motiv, dies Odium auf sich zu laden? Welcher Outsider erbt nun das wundersame Archiv, auf das er sich 1869 und 1905 bei Ableugnung und Bejahung gleich kräftig berief?



Byrons Poesie- und Charaktergeheimnis



Hermann Türk und Emil Mauerhof erläutern in ihren Hamletstudien, daß Lord Hamlet mit all seinen Bitterkeiten und Gewaltsamkeiten dennoch das Urbild des genialen Idealisten bleibt. Dieser Lord, was ja „Herr" bedeutet, dieser Herren- und Adelsmensch hat sich in Byron zur schaffenden Tat erhoben. Diesem größeren Hamlet ist der Rest nicht Schweigen, sondern Reden zu „Zeit und Ewigkeit", wie sein sterbender Lord Falieri prophezeit. Aber wie Hamlet sein Weltschmerz-Geheimnis mit ins Grab nimmt, so auch der große Weltschmerzsänger. Sein Geheimnis ist ein doppeltes und jedes wird nur aus dem andern verständlich. Sein höheres Geheimnis ist die Geburt des Uebermenschen aus einem Dilettanten und Globetrotter. Heute, wo in vergesellschafteter Kleinkrämerei oder erkünstelter, nachgeäffter Märchenkinderei ihrer versunkenen Glocke das Große versank, wo naive Fin-de-siècle-Dekadenten, Gecken angeblicher Ueberreife, über das Heroische ihr Näschen rümpfen, muß freilich den sogenannten Goethereifen gepredigt werden: Werdet erst wieder byronreif! Aber die Glocke Vinetas tönt weiter und wir haben „des Geläutes acht, das aus dem Grunde dumpf ertönt". Der Napoleon der Poesie, der „Herold der Weltliteratur", wie Goethe ihn taufte, der Herold des Freiheitsgedankens, als welcher Byron über die Erde schritt, bietet natürlich kein Vorbild für Massennivellierung. Dieser Hocharistokrat kann stets nur ein Liebling geistiger Aristokraten bleiben. Aber es wird endlich Zeit, über ihn die volle Wahrheit zu sagen und dem Unfug unwissender Verkleinerer ein Ende zu machen. Wir werden daher seine Geheimnisse nach jeder Richtung ans Licht ziehen. Unser erster Abschnitt wird klarlegen

sein ununterbrochenes Wachstum, die originelle Fortentwickelungsfähigkeit, die wir als das eigentliche Merkmal des Genies im Gegensatz zum einseitig stehenbleibenden Talent erachten, das Wachsen ins Universale. Nicht Korsaren-Schauerlichkeiten, die man über ihn munkelte, sondern die unbegreifliche Schicksalsfügung, daß ein Genie vom höchsten Range anfangs als parfümierter Lordsjüngling in Salons schwarmgeisterte, daß ein wahrer Menschheitsheld, schlicht und natürlich wie alles Große, sich aus einem posierenden Abenteurer Ruck für Ruck herausschälte — das ist Byrons erstes und tiefstes Geheimnis. Aber daß wirklich Leid und Schuld ihn zur dichterischen Entdeckung des Weltschmerzes brachten, was heute allgemein geleugnet wird, das ist das zweite Geheimnis. — „Amerikanischer Republikanismus, deutsche Freidenkerei, französische Umsturzlust, alles schien in diesem einen Geiste vereint. Nach der Unterdrückung der Revolutionen trat der Sohn der Phantasie vor die Bresche," urteilte Gervinus sehr treffend. Byron löste Napoleon in allen für Heroenverehrung empfänglichen Seelen ab, das Ideal der Zeit. Shelley hatte die Ideen der französischen Revolution verklärt und gereinigt weiterführen wollen. Doch dazu gehörte ein stärkeres Ich, eine titanische Individualität, die sich im Allgefühl nie selbst verlor. In Keats' „Hyperion" wird ein junger Meeresgott prophezeit, Apollo, der morgenhelle, junge Gott Apollo. Diese Weissagung ward erfüllt, als ein jugendlicher Lordsbummler mit nonchalanten Dilettantengebärden den Gipfel des Parnaß bestieg. Er hatte noch einen andern Vorläufer gehabt, dieser hochmütige Lord, in dem sich plötzlich der angelsächsische Radikalismus realistisch meldete. In die klirrenden Tortenpfannen und schnalzenden Küsse von Burns' Lustigen Bettlern dröhnten wie ein fernes Horn von Uri Anmarschsignale der Revolution herein. Dieser rustikale Rousseau wünschte ein „vigourous savage" zu werden, ihm „kam nie in den Sinn, Dichter zu werden, bis ich mich verliebte, und dann wurde das Lied mir unmittelbare Herzens-

sprache", in ihm „rasten Leidenschaften wie Teufel, bis sie sich in Versen Luft machten", nichts als „Stolz und Leidenschaft" wollte er sein. Sein hoher Nachfahre wird es deutlicher ausdrücken: „Poesie ist nur Leidenschaft und war es stets, bis sie eine Modesache wurde" (Don Juan). Jener verlorene Posten, jenes Enfant perdu, schritt als Tagelöhner hinter seinem Pfluge und pflegte mühsam in sich die Keime einer ästhetischen Opposition gegen alles Gekünstelte und Schwülstige. Jetzt aber entpuppte sich dieselbe geistige Elementarerscheinung in glänzender Hülle, in einem Lord altnormännischer Herkunft, Erben aller Feudaltraditionen. Die Sphinx der politischen Revolution hatte in Bonaparte ihren zeitweiligen Oedipus gefunden, in Byron aber lebte sie fort und auch auf ihn paßte das Wort: „Das ist der Jakobinismus ganz und gar konzentriert in einem Menschen." Was ist Burns' „Vision", wo ihm der Freiheitsgenius in Abteiruinen erscheint, neben den Visionen des Lords der Newstead-Abtei? Wo der prächtige Komet seine Bahn zog, hinterließ er unvergängliche Flammenspur.

Sein Leben scheint so eng mit seiner Poesie verflochten, daß man früher sich mehr mit biographischem als ästhetischem Apparat an ihn heranwagte. Ueber zwei Märchenprinzen wie Bonaparte und Byron scheinen aber schon Jahrhunderte dahingegangen, die Poesie der Abenteuerlichkeit verblaßte. Die angeblichen Hauptereignisse in Byrons Laufbahn sind zu wohlbekannt, als daß wir oft Erzähltes wiederholen sollten, um so mehr wir das wirkliche Geheimnis seines Lebens ausführlich enthüllen werden. Im übrigen genügt zu wissen, daß er die männlichen Tugenden des Mutes und der Energie in allen nur denkbaren Formen und Graden besaß, dazu ein beispiellos reges Mitleidsgefühl und unzerstörbares Wohlwollen. Daß er deshalb von seinen Mitmenschen und auch heut noch von der Nachwelt bitter gehaßt und verlästert wurde, ist ja ganz in der Ordnung. Neben Napoleons klassischem Hohnschrei von Fontainebleau: „Wenn man mir vorwarf,

daß ich die Menschen verachte, wird man jetzt wohl gestehen, daß ich einigen Grund dazu hatte", steht Byrons noch giftigerer Spott: „Daß Coleridge, dem ich Gutes tat, mich verabscheut und verleumdet, ist sehr natürlich, aber daß Southey mich so verfolgt, begreife ich nicht, da ich ihm doch nie Wohltaten erwies." Sir Egerton Brydges äußert in seinen trefflichen Byronstudien: „Wer nicht sowohl die erhabene Tugend als die gigantische Macht dieses Genius bewundert, zeigt nur die Erbärmlichkeit seines Gemüts und Intellekts." Doch wir möchten mit Scarron fragen: „Cette sentence est vrai et belle, mais dans l'enfer de quoi sert-elle?" Wenn so mancher kritische Maulwurf literarische Maulwurfshügel für Alpen ansieht, warum sollten Maulwürfe dann die Alpenspitze erkennen? Der kühlste Skeptiker jenes genialen Zeitalters, Stendhal, hat neben Napoleon nur Byron vollwichtig gefunden, dessen Gesicht er in einem berühmten Satze als höchste Verkörperung des Begriffs Genie und dessen Unterhaltung, wenn „Se. Lordschaft sich dazu herabließ, die Maske des Engländers und Aristokraten fallen zu lassen", er als die glänzendste preist, deren sein verwöhnter Geschmack je teilhaftig wurde. Stendhals kritische Einwände, daß Byron, den er doch nur ganz oberflächlich und vorübergehend kannte, oft affektiert und dandyartig erschienen sei, stehen aber in vollem Widerspruch zu vielen andern Zeugnissen, die umgekehrt seine grenzenlos ungenierte Jovialität und gutmütige Bescheidenheit betonen. Man habe sich förmlich gewaltsam erinnern müssen, daß dieser urgemütliche Harmlose ein Gewaltiger sei!

Noch seine letzten Worte atmen Selbstlosigkeit: „Armes Griechenland! Meine armen Diener!" Wohl war er maßlos auch im Haß, wie in der Hingebung, doch was haßte er denn? Das Schlechte und Gemeine. Immer zum Kampf bereit, kämpfte er immerzu, heut mit der ganzen Welt, morgen mit sich selber. So lebte, so endete dieser sehr unglückliche, dieser sehr große Mann. Die Natur war nicht der Meinung

heutigen ästhetischen Philistertums; sie gab beim Scheiden dieses auserwählten Kindes ein Zeichen, unter furchtbarem Orkangewitter, wie bei Cromwells und Napoleons Tod, fuhr Childe Harold gen Himmel, im feurigen Wagen ruhmvollen Opfertods. Auf dem Deck einer britischen Fregatte schlief für immer die Leiche des Pilgrims, der im Muschelhute der Melancholie und mit des Genius beschwingten Sandalen die Erde durchwandelte. Der Sturm des Schicksals, der wildmelodisch ihre Saiten rührte, zerriß die Harfe, der ein Zorn- und Weheschrei der großen Weltdisharmonie entquoll, wie die Menschheit ihn nie gehört. Von Missolunghi heim nach Newstead Abbey — von wo er ausging, dorthin ist er zurückgekehrt.

Wohl lag eine gewisse Starrheit in diesem Genius, die sich selbst beschränkte, ein Mangel an Biegsamkeit. Während Goethe als Universalmensch alle verzweigten Lebensquellen auf sich zu leiten und sein Wesen durchströmen lassen wollte, krampfte sich Byron als Individualmensch mit gleicher Energie in sich zusammen, und gerann gleichsam zu einem Eisblock. Allein, was er so an Ausdehnung einbüßte, gewann er zurück durch Kräftesammlung auf einen Punkt. Dieser Punkt war er selbst, sein übermächtiges Ich, das erst im Widerstand gegen alles Bestehende, sich selbst eine Welt, seine Unerschöpflichkeit und kampfgeübt behende herkulische Muskulatur entfaltet und das Weltleid mit ungestümer Inbrunst umarmt. Gleicht dies Dichtertum anfangs einer harten Düne, trostlos öde, wenn die Wogen der Leidenschaft ebben, furchtbar prächtig, wenn die Brandung mit leuchtendem Schaum und Donnermelodie sie überflutet, so fuhr er selbst zuletzt in die offene See, aufs hohe Meer hinaus, das uns in brüllenden Orkanen und warmem Sonnenschein mit immer gleicher gefühlloser Kälte unheimlicher Schönheit wiegt, als Wrack umherschleudert oder an dem Busen Haidees bettet. Der Abkömmling der Wikinger, der Urenkel Ralf de Buruns, kreuzt als wilder Seekönig

durch den Ozean des Daseins von Küste zu Küste, wie Odin berauscht vom Met der Poesie aus Sagas goldenem Horn. Das ist seine Hochzeitreise mit der Walküre Wahrheit. Auf dieser letzten Wikingerfahrt verbrennt er endlich nach Seekönigsbrauch sich selbst und sein schmuckes, pfeilbespicktes Drachenschiff im Feuerwerk des dichterischen Realismus. Doch wehe dem, der dieser seltsamen Lustjacht den Weg versperren wollte! Sicher in den Grund gebohrt, geentert, gekapert! Es ist nicht Shakespeares Schuld, wenn er neben Hamlet auch Yorik, neben dem Schauspieler, der über Hekuba weint, den Totengräber sieht, der mit frostig hausbackenen Späßen Ophelias jungfräuliche Lieblichkeit in modrige Erde zu Yoriks stinkendem Schädel bettet. Und es ist nicht Byrons Schuld, wenn in seinem spiegelklaren Riesenfluß, so breit wie der Amazonenstrom in seiner Mündung, so daß man das Meer selber zu erblicken glaubt, jeder Gedanke und jedes Gefühl wie Blasen unaufhörlich emportauchen, um in eisig lauernder Tiefe zu verschwinden. Die vier großen Menschheitsdichter, nämlich Shakespeare, Byron, Goethe und der Nibelungendichter, wollen jeder einzeln gewürdigt werden, und nur wer sie alle vier begriff, versteht das „Poetische", die feinste Essenz des Geistes, das Abbild der schöpferischen Natur. Für den modernen Menschen aber ist nicht Goethe, sondern Byron modern mit seinem Hohelied der Revolution. Seine Donner, die über Europa hinrollten, sind keine Phantasiebelustigung. Nie, solange die Erde steht, vernahm man solche Eruption des Écrasez l'infâme, geistige Wiederholung des Terreur, drachenblutgetränkte Strahlenpfeile vom silbernen Apollobogen auf alles Nachtgezücht versendend.

.. In seinen Jugendwerken spaziert der Uebermensch noch durch die Salons wie in einem schwarzen Domino, hinter seinen Räubergeschichten aus dem Orient versteckt. Doch er war wirklich zu Hause in den Ruinen der Vergangenheit, wie in den Ruinen zerstörter Seelen. Reaktionäres Flüchten in

erträumtes Mittelalter verkehrt sich bei ihm zu Fluchten in die Zukunft. Der Romantik borgt er nur äußerliche Zutaten ab. Sein eigenes Lordsleben ist romantisch, nicht sein Geist, weit seiner Zeit voraus.

Scotts „Marmion" begleitet eine entführte Nonne in Pagenkleidung, grade wie Byrons Lara ein Page folgt, dessen wahres Geschlecht sich erst im Tode enthüllt. Nun wohl, bei Scott romantische Erfindung, bei Byron persönliches Erlebnis. Dem Milieu der Revolutions- und Napoleonszeit entsprach Anbetung der Kraft und es ist kein Zufall, daß ein Adjutant Soults, desertiert, Seeräuber in Westindien wurde, woraus möglichenfalls der byronische „Korsar" sich ableitet. Aber bei Byrons Selbsterlebtheit tritt der bloße physische Trotz zurück vor dem spirituellen Stolze. Kalt lächelnd weist Lara, während Scotts Marmion als bornierter Feudalritter fällt, Kreuz und Sakrament zurück, als er im Kampf für das Volk gegen seine Standesgenossen endet. Selbst den Boten einer andern Welt trotzt er, wie später sein größerer Bruder Manfred, mit furchtlosem Gladiatorblick. Nun, auch diese Geistererscheinung im Laraschloß am Larastrom, das so deutlich Byrons eigenes Newstead Abbey und den Newstead-See widerspiegelt, hat ihren Keim in einem düstern Traumgesicht, das Byrons geheimes Tagebuch verzeichnet. Marmion und sein Liebchen zittern vor dem eigenen Gewissen, doch Lara, an dem nichts widrig und weltlich, und Hugo in „Perisina" rechten ungebeugt mit dem Begriff der Sünde und halten das Recht freier Leidenschaft aufrecht, der Hölle ins Angesicht. Alp der Renegat, der Korsar und Giaur bleiben sich selber treu.

Losgelöst vom Allzumenschlichen spricht dieser Dichter eine eigene Sprache. Er beschäftigt sich nur mit zwei großen Gegenständen: Ich und All. Die Endlichkeit ringt mit der Unendlichkeit an den Grenzen der Menschheit. Was Shakespeare individuell sich ausleben läßt, taucht hier statuarisch als Dämonie auf und spielt ein intimes Drama. Byrons natürliche

Stimmung ist der inspirierte Hochflug, seine natürliche Rede der Gesang. Die Verse gleiten von seinen Lippen, wie ein Gewöhnlicher Briefe oder Tagebücher schreibt. „**Through cloudless skies with silvery sheen full beams the moon,**“ der Dilettant ahnt nicht, daß er ein oft zitiertes Hauswort seiner Muttersprache findet. Der Strom seiner Beredsamkeit rollt in tausend Irisfarben dahin, doch mit der Woge der Empfindung tauchen unaufhörlich Gedanken wie Goldkörner auf. Sie münzten sich im Schmelztiegel der Leidenschaft, auf jeder Münze ein eigentümlicher Stempel. Aber wenn der eklektische Epigone Geibel einmal meint, der Reim bringe Gedanken, so muß sich hier umgekehrt der Vers dem Gedanken fügen. Deshalb liegt keine Täuschung durch Schwung und Rhythmus vor, wenn man hier tiefe und außerordentliche Ideen zu erblicken glaubt. Das Monumentale des inneren Aufbaus deckt sich dabei immer deutlicher, je weiter er schöpferisch vorschreitet, mit unerhörter Zusammengedrängtheit der Gleichnisse. Konzise Gedrängtheit des Begrifflichen in neuen Wortverbindungen legt alles Gegenständliche in Natur und Seele bis ins Innerste bloß, eine Reihe von Vorstellungen wird mit blitzschneller Anschauung auf ein einheitliches Wortbild zusammengepreßt. Ungeheure Anschauungskraft, Scharfäugigkeit bis ins Herz der Dinge vermittelt die poetische Situation in breit hingemalten markerschütternden Phantasiestücken zugleich als etwas Lebendiges, Wirkliches. Doch auch Unwirkliches sieht sein glühender Seherblick, auch hierfür gewinnt er besondere Laute. Wenn man bei Shakespeare und Goethe manchmal Naturstimmen zu vernehmen glaubt, so schwingt dafür Byrons Adlerflug sich auf wie eine verklärte Lichtseele.

Wir könnten zahllose Belege für obige Ausdeutung bieten, nachweisen, wie höchste Anschaulichkeit so oft Byrons düstern Bildern ein eminent realistisches Gepräge verleiht. In dieser Hinsicht, Verschmelzen des Selbstgeschauten und Selbsterlebten mit dämonischem Zauber unirdischer Stimmung und hin-

reißendem Gedankenschwung, scheint uns die lange Nachtszene in „Belagerung von Korinth" (mit dem Bild der leichenschmausenden wilden Hunde usw.) am höchsten zu stehen, sprachlich die Alpenbilder im „Manfred". Um die innere Gediegenheit dieser Reflexion darzutun, genügt es, einzelne rein pathetische Stellen in Prosa aufzulösen.

„Dies heißt Schaffen und im Schaffen leben erhöhtes Leben, indem wir der Idee Form verleihen und so dies Leben, das wir schenken, zugleich für uns gewinnen. Was bin ich? nichts, doch nicht so du, Seele meines Gedankens! Mit dir durchwandele ich die Erde, unsichtbar, doch allsehend, mit dir vermischt und mit deiner Geburt verschmolzen, immer noch fühlend mit dir, ob auch mein eigenes Fühlen zu Asche zerdrückt." „Wir trauern, doch lächeln zuletzt, und trauern lächelnd. Der Baum, lang ehe er fällt, verdorrt, der Rumpf schwimmt fort, ob Mast und Segel zerfetzt. Der Giebel sinkt, doch modert über der Halle weiter, die Mauer bleibt stehen, wenn ihre windgerüttelten Zinnen dahin. Der Tag schleicht hin, ob Gewölk auch die Sonne verscheucht. Und so bricht das Herz, doch lebt gebrochen weiter. Wie ein zerbrochener Spiegel, dessen Glas sich in jeder Scherbe vertausendfacht, und tausend Bilder des einen schafft, das war, das gleiche und doch immer neue, je öfter es bricht."

„Ich lebe nicht in mir, ich werde ein Teil all dessen, was um mich her. Mir sind hohe Berge ein Gefühl ... Und so bin ich versenkt und dies ist Leben ... Wenn endlich der Geist frei von allem, was er haßt in dieser Knechtsgestalt, fleischlicher Kette ledig außer jenem Seingefühl, das beglückter in Wurm und Fliege atmet, wenn Element mit Elementen sich verwebt und Staub erst wieder Staub ist wie er soll, — werde ich dann nicht fühlen alles was ich schaue, minder blendend, aber wärmer? den körperlosen Gedanken, den Geist jedes Ortes, mit dem ich sogar jetzt manchmal sein unsterbliches Los teile? Sind Berge, Wellen, Lüfte nicht ein Teil von mir, wie ich von ihnen?" „Stumm Erde und Himmel, nicht

schlummernd, nein, odemlos wie tiefes Gefühl und stumm wie tiefstes Sinnen. Vom hohen Sternenheer bis zum eingelullten See vereint sich alles in tiefinnerliches Sein, wo kein Strahl, kein Blatt vergessen wird: jedes hat sein Teil und ahnt die Kraft, die alle schuf und schirmt. Da regt sich der Unendlichkeit Gefühl, wenn wir einsam und drum am wenigsten allein; eine Wahrheit, die durch unser Sein hinschmilzt und es reinigt vom Ich. Es ist ein Ton, die Quelle der Musik, die ewige Harmonien hörbar macht und einen Reiz wie Cythereas Zaubergürtel schlingt, alle Dinge mit Schönheit bindend; es würde des Todes Gespenst entwaffnen, hätte er wirkliche Macht zur Vernichtung." (Harold III, 6, 32, 33, 72, 74.)

„Des Geistes Geschöpfe, sie sind nicht von Staub, ihr innerst Wesen ist Unsterblichkeit. Und also entzünden sie in uns ein klareres Licht und ein geliebteres Dasein. Was dem dumpfen Erdenleib das Schicksal verbeut in diesem Stande sterblicher Knechtschaft, das verbannt erst und ersetzt dann die verhaßte Alltäglichkeit — frisch begießend das Herz, dessen Frühlingsblumen verweht, und mit neuem Grün die Oede schmückend." (Harold IV, 5.)

„Das Leben mag ertragen werden und des Leidens Wurzel bohrt sich tief in feste Herzen ein, wie die Riesentanne in Alpenschluchten . . . Doch immer und wieder mahnt uns ein Zeichen bezwungener Schmerzen wie Skorpionstich, kaum sichtbar, doch mit frischer Bitternis getränkt. Ein Nichts bringt uns die Last zurück, die wir abschütteln möchten für immer — ein Klang, eine Blume kann uns verwunden, die elektrische Kette berührend, die uns dunkel umwindet." (21, 23.)

„Nur die Einsamkeit lehrt dich sterben. Sie hat keiner Schmeichler leeren Trost. Allein muß der Mensch mit seinem Gotte ringen. Vielleicht auch mit Dämonen, die bessere Gedanken hemmen und ihre Beute suchen in melancholischen Busen, deren düsteres Gewebe seit Geburt in Dunkel und

Schwermut tauchte, sich vorbestimmt wähnend für ein Verdammungslos, das nimmer weicht, — bis die Sonne Blut, die Erde ein Grab, das Grab eine Hölle scheint." „Was ernten wir denn von diesem unfruchtbaren Sein? Eng die Sinne, schwach die Vernunft, Wahrheit eine Perle, die nur die Tiefe liebt, und alles gewogen in der Gewohnheit falscher Schale. Des Pöbels Meinung eine Allmacht, deren Schleier die Welt mit Nacht umhüllt, bis Recht und Unrecht Zufall und der Mensch vor Furcht erbleicht, daß sein eigenes Urteil zu klar sehe und die Erde zu viel Licht bekomme durch das Verbrechen freien Denkens. Und so wühlen sie weiter in stumpfsinnigem Elend, von Geschlecht zu Geschlecht hinfaulend, stolz auf zertretene Natur." (33, 34.)

„Frühere Tage nahen mir mit Erinnerung einer Musik, doch ihr Ton ist verändert und feierlich wie das wolkige Grollen sterbenden Donners in fernem Wind. Doch könnte ich auf diesem Efeustein verkörpern mein glühendes Sinnen, Gestalten aus dem Wrack, das die Zerstörung hinter sich ließ. Aus den Planken, die an Klippen verstreut, mir ein kleines Rettungsboot zimmern, noch mal mit dem Ozean und den Stößen der Brandung zu ringen und dem endlosen Geroll, das zum einsamen Gestade stürzt, wo alles Schöne gestrandet. Doch könnt' ich auch aus den wogenmürben Trümmern noch genug sammeln für meine Notbarke, wohin sollt' ich steuern? Mir winkt keine Heimat, keine Hoffnung, kein Leben. Heult drum fort, ihr Winde! Eure Harmonie sei mir Musik und die Nacht stimme ein mit Eulenschrei, in bleichem Schein trüb über dem Nest des Nachtgevögels, das mit segelndem Fittich und rauglitzerndem Auge antwortet. An solchem Schrein was sind unsere kleinlichen Kümmernisse? Zypresse, Efeu, Unkraut und Mauerblumen, wirr verschlungen, Schutthaufen gehäuft, wo Säle ragten, zerschmetterte Bogen und Säulen, zerrüttete Gewölbe und Fresken in unterirdischer Feuchtigkeit vermodert, wo Eulen hausen, die hier Mitternacht wähnen. Sind's Tempel, Bäder, Hallen? Er-

kläre wer kann; denn alles was die Forschung enträtselte, ist einzig, daß dies Mauern waren! Schau hin auf diesen Kaiserberg! So ist's, wie die Großen fallen. Das ist die Moral aller Menschengeschichten, die Chronik mit all ihren dicken Bänden wiederholt nur immer dieselbe Seite und die steht am klarsten hier eingeschrieben." (104—8.)

„Ach, unsere jungen Neigungen verwüsten oder bewässern nur eine Wüste, darin nur düstere Unkrautsüppigkeit gedeiht, verfault nach innen, ob auch außen verlockend, und Blumen, deren wilde Düfte nur Verderben hauchen, und Bäume, deren Aepfel Gift. Das sind die Pflanzen, die unter ihrem Schutt aufschießen, wenn Leidenschaft dahinflieht über die Weltwildnis und umsonst nach einer Himmelsfrucht schmachtet, die unserm Lechzen verboten. O Liebe, du bist kein Erdenwohner, ein unsichtbarer Seraph bauen wir auf dich, ein Glaube, dessen Märtyrer gebrochene Herzen. Doch nimmer sah und wird dich das nackte Auge schauen in deines Wesens Wirklichkeit. Der Geist schuf dich, so wie er den Himmel bevölkert hat mit seiner eigenen sehnenden Phantasie, und einem Gedanken lieh er Gestalt, die nun das unersättliche Herz geisterhaft umschwebt, das müde, zerrissene. An seiner eigenen Schönheit krankt der Geist und fiebert hin zu falscher Schöpfung. Wo sind die Formen, die der Skulptor meißelt? In ihm allein. Beut die Natur so Schönes? Wo sind die Reize und Tugenden, die wir als Knabe träumen und als Mann erstreben? Unserer Verzweiflung unerreichtes Paradies, das Feder und Pinsel belebt und das Blatt überwältigt, wo es neu erblühen möchte? Wer liebt, rast . . . bis wir zu sicher erkennen, weder Wert noch Schönheit wohnt außerhalb des Geistes Ideal. Doch immer bindet es den Unglückzauber und gängelt uns hin, Windsbraut erntend, wo wir Wind säten. Das hartnäckige Herz mit seiner Alchimie scheint stets dem Preise nah, am reichsten, wenn am meisten betrogen. Wir welken von Jugend an, wir röcheln verschmachtend, krank, krank, mit nie gelöschtem Durst, doch bis zum Rand des Ab-

grunds lockt uns stets noch irgendein Phantom. Alles zu spät und alles eitel und alles schlimm und nichts am schlimmsten, denn alle nur Meteore verschiedenen Namens und Tod der schwarze Rauch, in dem die Flamme erlischt. Dies Leben ist nur Unnatur, nicht in der Harmonie der Dinge — dies harte Los, dieser unausrottbare Sündenfleck, dieser grenzenlose, allverdorrende Upasbaum, dessen Wurzel Erde, dessen Gezweig die Aether, die Plagen auf uns niedertauen: Krankheit, Tod, Knechtschaft, all die Uebel, die wir sehen, und schlimmer, die wir nicht sehen, doch das unheilbare Herz durchzittern mit immer neuen Krämpfen. Und dennoch, dennoch laßt uns kühnlich forschen! Es wäre feiger Verrat an der Vernunft, der Verzicht auf unser Recht zu denken — unsere letzte einzige Zuflucht. Ob auch von Geburt an die göttliche Gabe gefesselt und gefoltert wird und in Finsternis verkrüppelt erzogen, auf daß nicht Wahrheit zu hell den Geist blende, dennoch bricht ihr Strahl hindurch, denn Zeit und Kunst wird auch dem Blinden den Star stechen!" (120—127.)

So ringt sich aus den abgründigen Schwermutstiefen immer wieder eine freie furchtlose Herrlichkeit gesammelter Lebenslust empor und tobt sich in vollen Atemzügen auf den Tagebuchblättern Junker Harolds aus. Mag alles Schall und Rauch sein, Begierde wie Genuß, eins bleibt uns noch: die Lust am Kampfe, die Begeisterung für Recht und Freiheit. Zwar ist er noch fern dem liebenswürdigen Sichgehenlassen, den Karnevalstrillern des „Don Juan", der spottlustigen Verwegenheit einer sich selbst zersetzenden Skepsis, der Virtuosität einer poetischen Ausschweifung, die das Leid verlacht und deren forsche Bravoursprache selbst eine sprachliche Ausschweifung nicht scheut. Aber schon kann er in heiter-ruhigem Konversationston über sein melancholisches Schicksal plaudern: „Mein Los ist das umgekehrte meines Großvaters, des Seefahrers; er fand keine Ruhe zur See, ich nicht am Land. Wenn mein Erbteil der Stürme in andern Elementen tobte und an Klippen von Gefahren, übersehen oder unvor-

hergesehen, der Fehler war mein. Doch suche ich mein Irren nicht zu verstecken mit feiger Beschönigung. Ich arbeitete geschickt am eignen Sturze, der eigenen Leiden sorgsamer Pilot. Mein war die Schuld, mein sei ihr Lohn. Mein ganzes Leben war ein Kampf, seit dem Tage, der mir dies Sein gab, mir gab, was die Gabe schwächte: ein Schicksal oder einen Willen, der ins Wilde wanderte. Und zuzeiten fand ich das Ringen hart und dachte wohl daran, des Staubes Fesseln abzuschütteln. Doch nun möcht' ich noch eine Weile leben, bloß um zu sehen, was nächstens kommen mag. Königreiche und Weltthrone hab' ich überlebt in meinem kleinen Tag, und doch bin ich noch jung. Und wenn ich darauf schaue, dann wahrlich schmilzt dies bißchen Schaum meiner eigenen Unruhjahre, die wie Brandung dahinrollten. Etwas — nicht weiß ich was — hält noch in mir einen Geist kurzer Geduld empor. Denn nicht vergebens kaufen wir Leiden ein, selbst Leiden hat seinen Wert. Ich fühle fast zuzeiten, wie in froher Kindheit. Bäume, Blumen, Bäche, die mich erinnern an Jugendstätten, ehe mein Kopf sich Büchern opferte, kommen über mich wie einst und schmelzen mein Herz mit dankbarer Erwiderung ihres Lächelns . . Die Welt liegt vor mir, weit. Ich fordere nur von der Natur, was sie mir gern gewährt: zu baden in ihrer Sommersonne, zu ruhen in ihrem stillen Aether, ihr holdes Antlitz ohne Maske anzuschauen. Sie war mein Jugendfreund und soll nun meine Schwester sein. Und für die Zukunft, bah, die Zukunft dieser Welt mag wenig Sorge von mir verlangen. Ich hab' mich selbst schon lange ausgelebt, da ich soviel Vergangenes überlebte. Mein Leben war kein Schlummer, sondern Beute endlosen Wachens. Denn ich hatte solchen Anteil am Leben, der ein Jahrhundert hätte füllen können, ehe noch ein Viertel dessen in äußerer Zeit vorüberging. Und für den Rest, der kommen mag, bin ich gefaßt, zufrieden, selbst für die Vergangenheit nicht undankbar. Noch werde ich verhehlen, daß ich trotz allen Leids noch um mich schauen kann und Natur anbeten mit tiefem Denken." (Epi-

stel an Augusta.) So wandelt er weihevoll auf Höhen des Menschlichen. Tiefere Lebenslaute quellen aus zartester Sensitivität empor. Aber sicher treffende Augenblicksbilder, feine nervöse Aufnahme der Dinge im mikroskopischen Spiegel, genügen seiner tieferen Anschauung nicht mehr. Mit leise andeutendem Takt sucht er Sprachverleihung für Unaussprechliches, geboren aus derselben Erhabenheit, die später den Flug des Uebermenschen (Kain) durch den unermeßlichen Raum geleiten sollte. Im Widerstand gegen das Schicksal sich langsam entfaltend, beginnt dies glorreiche Ich sich selbst eine Welt zu werden. Seine Heimat ist jenseits der Außenwelt, jenseits von Gut und Böse. Sie ist nicht draußen, da sucht sie der Tor — ihm wird das Unzulängliche zum Ereignis, das Vergängliche zum Gleichnis.

Und so entstand „Der Traum". „Unser Leben ist zweifach. Schlaf hat seine eigene Welt, ein Grenzland zwischen den Dingen, Tod und Sein mißnannt. Der Schlaf hat seine eigene Welt, ein weites Reich von wilder Wirklichkeit. Und Träume in ihrem Keimen und Wachsen sie haben Odem, Tränen und Qualen und Berührung der Freude. Sie lassen eine Last auf unseres Wachens Gedanken, sie nehmen eine Wucht von unseres Wachens Mühen. Sie scheiden unser Sein. Sie werden unserer selbst ein Teil wie unserer Zeit, und schauen uns an wie Herolde der Ewigkeit. Sie ziehn vorüber wie Geister des Vergangenen. Sie haben Macht, die Tyrannei der Freude und des Leids. Sie machen uns zu dem, was wir nicht waren, was *sie* wollen. Sie erschüttern mit Visionen dessen was vorging, dem Grausen entschwundener Schatten. Sind sie Schatten? Ist die Vergangenheit nicht ganz Schatten? Was sind sie? Schöpfungen des Geistes? Der Geist kann Wirkliches erschaffen und seine eigenen Planeten bevölkern mit Wesen, lichter als sie jemals waren, und Odem leihen Gestalten, die unser Erdenfleisch lang überleben. Ich möchte mir ein Gesicht zurückrufen, das ich träumte, vielleicht im Schlaf, denn ein Gedanke, ein schlummernder

Gedanke, ist in sich selber fähig langer Jahre und schrumpft ein zu einer Stunde."

Diese Pantomime des Daseins verquickt das Wesen und Wesenlose. Die eigene endliche Existenz wird zu einem Schattenspiel auf der **Laterna magica** des Unendlichen. Hier umspinnt uns ein Unbeschreibliches, hier ist's getan, ein Geisterduft, lautlose Sprache einer anderen Welt. Im „Harold" deucht dem Pilger vor einem alten Römergrab, er habe den Insassen gekannt, der dort unten modert. Und so scheint seinem seherhaften Fühlen Vergangenes, Gegenwärtiges, Künftiges ineinanderzurinnen. Er sieht sich selbst wie ein fremdes Schattenbild, die Jugendliebe des naiven, treuherzigen Knaben, den „lahmen Jungen", dem nicht schwant, daß der Uebermensch in ihm schlummert, dem sein Dämchen einen dummen Durchschnittsbengel vorzieht. Doch über Bitterkeit ist er hinaus, ihm schattet sich all das Niedrige, Irdische symbolisch ab, mit einer Melancholie, die zu tief für Tränen. Er sieht sich selbst in südlicher Sonne, die sein Herz trinkt, unter grasenden Kamelen, wilden Klephten, über ihm der Himmel so rein und klar, daß Gott allein zu sehen war im Himmel. Er sieht sich am Altar knien, heimgekehrt, mit einer neuen Braut . . er erwacht. Das Menschliche liegt hinter ihm in wesenlosem Scheine.

„Und sieh, es wechselte des Traums Erscheinung.
Der Wandrer war alleine, wie zuvor,
Die Wesen, die ihn einst umringt, verschwunden
Oder in Kampf mit ihm. Zielscheibe ward er
Für Kränkung und Verlassenheit, umzingelt
Von Haß und Hader. Und am Lebenstisch
Ward jede Speise ihm vermischt mit Qual,
Bis er von Gift sich nährte, gleich dem alten
Herrscher von Pontus, und machtloses Gift
Ihm Nahrung wurde. Er durchlebte viel,
Was vieler Menschen Tod gewesen wäre,

Und machte sich zu Freunden nur die Alpen.
Mit Sternen und des Weltalls schnellem Geist
Verkehrte er und ihre Wechselrede
Lehrte ihn das Geheimnis ihrer Zauber.
Geöffnet ward ihm weit das Buch der Nacht
Und Abgrundstimmen ihm enträselten
Ein Wunder und Geheimnis. Sei es so!"

Was war dies Wunder? Aus einem Lordsbummler war der Uebermensch geboren. Sein in Selbstgenuß schwelgender Unwille entlud nun seinen Kraftüberschuß in förmlich organisiertem Kampf gegen alle Menschheitsfeinde, denen er seine Leier wie eine Keule über den Schädel hieb. Dem Bevormundungsschwindel wie der Moralheuchelei versetzte er unverwindliche Todesstöße. Ein Renaissancespätling, Il magnifico, der Prächtige, warf er sich zum Vertreter der leidenden Massen auf, warf sich als rüstiger Schwimmer in die demokratische Strömung. Vom Geschlecht der privilegierten Herren, stellt sich dieser echte Herrenmensch an die Spitze einer Myrten schwingend. Wie er als Kind im Theater Shakespeares Petruchio die Sonne für den Mond ausgeben hört und entrüstet vor dem erstaunten Publikum aufspringt: „Ich sage euch, es ist die Sonne," so ruft der Dichterlord: Ihr europäischen Rebellengemeinde, das Harmodiusschwert unter Tyrannen und Heuchler wollt uns was vormachen? Es ist die Sonne, sage ich euch, die einst allen tagen wird, selbst Maulwürfen und Knechten, die Sonne, die ich sehe. Dem triumphierenden Antihumbugstil des „Don Juan" verwebt sich der ernsteste Freiheitsfanatismus. Allen Nihilismus überlebt dies eine mächtige Gefühl des Uebermenschen. Er wird ein tönender Memnonsstein in der Wüste der Reaktion, ein Rolandshorn von Ronceval für die Eselsohren der heiligen Allianz. Hohnlachender Sportlust der Ueberkraft wird Kämpfen innigste Befriedigung und überdauert den Kultus der Schönheit. Nach der illusionären Ueberschwenglichkeit seiner

Jugendperiode trägt die illusionslose Natürlichkeit seiner beiden Hauptwerke „Kain“ und „Don Juan“ die ethische Vernichtung alles Scheins in sich selber. Es scheint daher Verkennung der letzten Tiefen, wenn man Byron den Dichter des Ichs nennt. Er ist nur dort wahrhaft groß, wo er sich zum Ich der Menschheit erweitert. Es bedarf breit untermalenden Untergrunds, um sich wohlzufühlen. Das Wollen ist zu riesig, die tropische Blüte dieses Baumes zu unerschöpflich, so daß er unaufhörlich wahllos Blätter und Früchte umherschüttelt, selbst angewelkte und unreife, von kluger Gärtnerschere unbeschnitten. Gleich dem indischen Manglebaum in seiner Ueberfruchtbarkeit, verzweigt er seine Wurzeln so weit, schüttelt soviel Blütenstaub umher, daß bald neue Nebenbäume sprießen, ein ganzer Wald um ihn her schattet, der den Mutterstamm beeinträchtigt. Aber überschaut man dies scheinbar unorganische Bild einer aller Naturgesetze spottenden Triebkraft, so wächst Byron erst da in seiner ganzen Breite sich aus, wo er seine tausend Wurzeln bei weiter Stoffbedingung passend entfaltet. Schlicht erhabene Anschaulichkeit, mit rücksichtsloser Realistik aus dem Milieu knapp einfach herausgeboren, wird hier symbolistisch mit übersinnlicher Mystik übergossen, die in eine Geisterwelt hinüberspielt. In den Mysterien „Manfred“, „Himmel und Erde“, „Kain“ treten wir dem Weltgeheimnis unmittelbar gegenüber, nicht in frostigen Allegorien, sondern in blutvollen Riesenmenschen und erkenntnisausstrahlenden Dämonen. Ist hier nicht alles in lebendigste Anschauung eingesenkt? Quellen nicht die inbrünstigsten und tiefbohrendsten Rätselfragen, angespeicherte Summen jahrtausendelangen Denkens, hier so frisch und ursprünglich aus dem Munde der Adamssöhne, als würden wir alle mit der Schöpfung wieder jung als Erstgeborene der Zeit? Getaucht in weiße weiche Lichtgewandung, gleitet sein Lucifer majestätisch dahin, und was er spricht, sind keine irdischen Mephistoironien, keine Covenantstiraden des Miltonschen Satan — nein, es sind wahrhafte Geisterworte der Er-

kenntnisse, tief und klar in ihrer göttlich schwermütigen Ruhe. Dieser Geist ist ganz Geist, ganz Genius. Aus ihm spricht der wahre letzte Byron, die „**spiritual essence**“ des Uebermenschentums zum halben Uebermenschen Kain, wie dieser selbst sich über den großen Menschen Manfred emporbaut, der umsonst nach Uebermenschentum ringt. Im Fertigsein des „Don Juan“ blitzt durch Mephistomaske und Erdenstaub oft genug erschauernd der Luciferblick hindurch.

So gibt es denn auch ein inneres Geniegeheimnis des Byronlebens in dieser wundersamen Entwickelung. Aus einem Dilettanten, dessen Erstling als „Gedichte eines Minderjährigen“ eingebildete Talentlosigkeit zu verraten schien und dessen angekündigte Revolution der Literatur in dem Pamphlet „Englische Barden und Rezensenten“ bei aller Verve an ästhetischer Unreife krankte, aus einem spleenigen Globetrotter, dessen Harold-Tagebuch (erste Gesänge) vor allem auch Sensationsneugierde befriedigte und bei dessen nachfolgenden orientalischen Erinnerungsblättern die gleiche ungesunde Lüsternheit abseits von ästhetischer Wirkung sich sättigte, wird auf einen Schlag unterm Hammer des Unglücks ein wahrhaft Großer zugehauen. Quellen auch prachtvolle Phrasen leidenschaftlicher Glut aus der anspruchsvollen Rhetorik dieser Orientalismen, Phrasen blieben sie doch, und hatte es auch eigenen Reiz, in „Braut von Abydos“, „Belagerung von Korinth“ den Lordsbummler versichern zu hören, daß er selbst von Sastos nach Abydos schwamm und mit wilden Klephten das griechische Gebirge durchstreifte, ein reiner poetischer Eindruck kam wenigstens in den ersten drei Epen nicht heraus. „Wer rast daher auf schwärzestem Roß“, warum nicht gar auf schwarzem Rappen! Alles superlativisch in dieser maßlosen Beredsamkeit trotz aller Genialität der Gleichnisse, alles rhetorisch gesagt, ob auch tief und originell gedacht. Aber am Genfer See in Selbstverbannung findet Byron seine wahre Heimat, die Welt philosophischer Betrachtung, und wo verschwiegenes

Leid aufheult, hört alles Posieren auf. Anfangs trug der verwöhnte gekränkte Salonlöwe noch seinen häuslichen Kummer großspurig auf den Markt, aber bald trat er, gleichsam wieder jung geworden, in Neugeburt, in eine reinere Geisteswelt ein und sofort gewann seine Form die rundeste Fülle von Reinheit und Kraft. Ohne es anzustreben, wird der Sänger von „Chillon" und „Manfred" ein reifster Sprachkünstler in der Echtheit seiner poetischen Anschauung. Und nun geht's aufwärts Stufe um Stufe, bis er im „Kain", der größten Gedankendichtung aller Zeiten, den Gipfel wahrer Höhendichtung erklimmt.

In den Unterhaltungen Lucifers und Kains findet sich trotz ihrer maßlosen Länge kein unnötiger Satz, nichts fällt aus dem einmal angeschlagenen Ton heraus. Dieser Ton und Stil vereint das Höchste, was dichterische Anschauung erreichen kann und was Goethe keineswegs gelang: nämlich Naivität mit Erhabenheit. Erhabene Naivität, naive Erhabenheit. Byron, der modernste weltmännisch-unnaivste Mensch, verwandelt sich zum naiven Urmenschen und zum reinen Spirit: das ist der wahre Triumph des Uebermenschen, der das gewöhnliche Menschentum überwand und von sich streifte. Mit der kindlichsten Logik hebt Kain an, nicht mit dem gelehrten stubenhockerischen Gegrämele des Faust, kein Bücherwurm, sondern ein Originalmensch:

„Und dies ist Leben! Mühe! Und warum?
Warum soll ich mich mühen? Weil mein Vater
Sich seinen Platz in Eden einst verwirkte.
Was tat denn ich? Ich war noch ungeboren.
Ich suchte nicht Geburt, noch liebe ich,
Wozu mich die Geburt gebracht. Warum
Gab er der Schlange und dem Weibe nach?
Er büßt dafür, warum? Wo lag die Schuld?
Der Baum war doch gepflanzt, und nicht für ihn?
Wenn aber nicht, warum wuchs er so nah,

Der schönste Baum von allen? Haben sie
Doch eine Antwort nur auf alle Fragen:
‚S e i n Wille war's und Er ist gut!' Wer weiß das?
Muß er allgütig sein, weil er allmächtig?
Ich schließe nach den Früchten, sie sind bitter,
Ich esse sie und nicht für m e i n e Schuld."

Hier gewinnt die einfache Klarheit durch sich selbst eine strenge Würde. Mit wenigen großen Zügen ist Kain, sind wir selber vorbereitet auf das Erscheinen des Versuchers, der aber von Byron als Heiland, als helfender Prometheus gedacht.

„Wer naht mir dort? Gestalt wie die der Engel,
Doch düstrer ist und strenger die Erscheinung
Vergeistigtester Kraft. Was bebe ich?
Was fürchte ich ihn mehr als andre Geister,
Die ich die Flammenschwerter schwingen sehe
Vor Edens Toren, die ich oft umschleiche?
Im Zwielicht tu' ich's, einen Blick zu haschen
Der Gärten, die mein Erbe werden sollten,
Eh' Nacht umwallt die Mauern und die Bäume,
Die mir verbotenen, die unsterblichen,
Noch überragend diese Engelsfestung.
Erschreck' ich nicht vor ihren Feuerwaffen,
Was bebe ich vor ihm, der näher schreitet?
Doch scheint er mir viel mächtiger als sie alle,
Und auch nicht minder schön, doch nicht s o schön,
Als er einst war und als er werden könnte.
Gram scheint hier Hälfte der Unsterblichkeit.
Ist's so? Drückt Gram auch andere als Menschen?"

Lucifer bringt seinem Erkorenen die Kunde seines „unsterblichen Teils". Da Kain sich schon unglücklich genug fühlt, so bestärkt ihn diese Versicherung in dem Wunsche, wenigstens mächtig zu werden. „Und ihr?" „Sind ewigwährend."

„Seid ihr glücklich?" „Wir sind mächtig." „Seid ihr glücklich?" „Nein, bist du's?" Lucifer und Kain, Uebermensch und Vollmensch vereinen sich zu bitterstem Haß gegen das ungerechte Weltgesetz, das sie als schlecht von Grund aus verdammen. Versuchung? lacht jener höhnisch. „Ich versuche niemanden als durch Wahrheit." Die Wahrheit und das Genie, die Früchte vom Baum der Erkenntnis, sind eben Verbrechen, weil sie notwendig an den engen Schranken der Notwendigkeit sich stoßen. Aber nur der Geist ist unsterblich, der Mensch muß sterben. „Tod, was mag das sein? Könnte ich mit ihm ringen? Ich rang im Knabenspiel einst mit dem Löwen, bis er brüllend entrannte meinem Griff. Wer hat den Tod gemacht?" „Frag' den Zerstörer!" „Wen?" „Den Schöpfer, nenne ihn wie du willst, er schafft nur zu zerstören!"

„Das wußt' ich nicht, doch dachte mir's schon immer,
Hört' ich vom Tod. Ich weiß nicht, was der ist,
Doch scheint er fürchterlich. Ich schaute aus
Nach ihm in wüster, öder Nacht, und sah ich
Riesige Schatten in dem dunkeln Umkreis
Der Mauern Edens, nur erhellt vom Blitzen,
Dem fernhintreffenden der Cherubschwerter,
Da harrt' ich dessen, was sein Kommen schien.
Denn mit der Furcht erhob sich mir ein Sehnen,
Zu wissen, was das sei, das uns erschüttert.
Doch nichts erschien. Dann wandt' ich müd den Blick
Von unserm heimischen verbotenen Eden
Auf zu den Lichtern über uns im Blauen,
Sie sind so schön, und müssen sie auch sterben?
‚Vielleicht, doch überleben sie dich lange
Und all die Deinen.' ‚Ich bin froh darob.
Ich möchte nicht, sie stürben. Sind so lieblich!'"

Mit wunderbarer, ihm selbst vielleicht unbewußter Kunst hat der Dichter hier in des Urmenschen selbstloser Zuneigung

für die Schönheit der Phänomene den Keim aller späteren Forschung und aller Naturreligion, bis auf den Darwinismus herunter, bloßgelegt. Und diese Gestirne sind es denn auch, durch die ihm Lucifer noch Höheres zu melden weiß. Der einmal rebellisch gewordene Menschengeist verweigert auch dem neuen Freunde Anbetung. Lucifer lächelt nur: „Wer sich nicht ihm beugt, h a t sich schon gebeugt vor mir.“ Mit derselben majestätischen Ruhe fertigt er Adahs Zweifel ab, und wir fühlen nach seinen gewaltigen Botschaften durchaus mit Kain: „So spricht ein Gott.“ Wie die Schlange, meint Adah, die log. „Du irrst, denn war's nicht der Erkenntnis Baum? Leid i st Erkenntnis, also log sie nicht, und wenn sie euch betrog, tat sie's mit W a h r h e i t, und Wahrheit kann nicht anders sein als gut in ihrem eigensten Wesen.“ Mit wiederum höchst wunderbarer Kunst läßt der Dichter den Lucifer auf das Urweib Adah nicht wie auf Kain durch seine Macht, sondern durch seine Schönheit wirken, so wie er i h r e n Weltschmerz nur dadurch in Harnisch bringt, daß er ihr mitteilt, solche Geschwisterehe sei sündhaft. Zornig stellt da die naive Menschin die berühmte Byronfrage auf, die in all ihrer genialen Tiefe hier ganz plausibel klingt: „Was ist denn Sünde, die's nicht an sich selber? Kann Zufall der Umstände wohl allein Sünde und Tugend machen?“

„Ich kann dem Wesen, dem unsterblichen,
Nicht Rede stehen, ich kann ihn nicht verabscheu'n.
Ich schau' ihn an mit angenehmer Furcht,
Und fliehe nicht vor ihm, in seinem Auge
Fesselt ein Zauber meine scheuen Augen
An ihn. Mein Herz pocht schnell, ich schaudre wohl,
Und doch zieht er mich an, näher und näher . . .
O Kain, Kain, rette mich vor ihm!“

Die andern Engel sind wohl heller, aber minder schön und mächtig wie er, der große Lichtbringer.

„Gleichwie der schweigende und sonnige Mittag,
Schau'n sie uns an, ganz Licht. Du aber gleichst
Aetherischer Nacht, wenn lange weiße Wolken
Den tiefen Purpur streifen und die Sterne
Zahllos das wunderbar geheimnisvolle
Gewölbe übersäen mit lichten Dingen,
So licht, als ob sie Sonnen werden möchten.
So schön, so zahllos, herzerhebend sind sie,
Nicht blendend, und doch ziehn sie mich empor,
Füllen den Blick mit Tränen. So tust du.
Unselig scheinst du: mache uns nicht so
Und ich will um dich weinen."

Wie quillt hier das heilige Mitleid, die unergründliche Schwermut des Leidens mit dem Leiden, das tiefe Mitgefühl edler Frauenherzen für alle leidende Größe, wenn sie's auch nur mit dem Gefühl erfassen, aus dem Munde unserer Stammutter! Hier paart sich danteske Vision mit shakespearischer Menschenwahrheit. Der Weltschmerz des Weibes hat eine innigere, aber schwächere und furchtsamere Färbung als der des Mannes. Adahs Neugier sinnt über Lucifers Wesen nach. Seraphim lieben am meisten, Cherubim wissen am meisten, also muß er ein Cherub sein? Mit göttlichem Hohn erwidert der Genius:

„Wenn höheres Wissen denn die Liebe löscht,
Was ist dann Er, den ihr nicht lieben könnt,
Wenn er erkannt ist? Wenn am wenigsten
Der Cherub liebt, weil er am meisten weiß —
Unwissenheit ist drum des Seraphs Liebe."

Umsonst ruft Adah: „Oh, Kain, wähle Liebe!" Mit außerordentlicher Wahrheit bekennt Kain aus der unverfälschten Natur heraus, daß er nur seine Gattin und seine Kinder liebe, nicht Eltern und Geschwister. Wozu aber Kinder lieben, warum sie erzeugen, da dies sie nur zum Elend bestimmen heißt?

„Ich bin nicht elend, wärst du nur glücklich!" ruft das Weib, dessen enger Gefühlskreis mit scheinbar selbstloser, im letzten Grunde rein selbstischer Liebe sich nur um das *sie* berührende Nächste dreht. Und mit unwirschem Stolz trennt sich der Mann innerlich von ihr: „So sei alleine glücklich! Ich will nicht mit einem solchen Glück zu schaffen haben, das mich erniedrigt und die Meinen!" „Alleine", schreit Adah auf, „kann ich nicht glücklich sein und wollt' es nicht!! . . Wer könnte allein sein und doch gut und glücklich? Sünde scheint mir die Einsamkeit!" Darauf Lucifer: „Doch ist dein Gott allein und ist er glücklich? Einsam und gut?" „Er ist nicht so. Er hat die Engel und die Menschen zu beglücken, und wird beglückt, indem er Freude spendet. Was wäre Freude, wenn nicht Freude schenken?" Da lacht Lucifer sardonisch: „Frag' deinen Vater, den Verbannten Edens, frag' seinen Erstgeborenen, frage doch dein eigenes Herz! Es ist nicht ruhig." Kleinlaut gibt sie zu: „Ach nein! Und du — bist du vom Himmel?" „Bin ich's nicht, so forsche nach dem Grund nur dieser allverbreiteten Glückseligkeit, die du verkündest, beim allgerechten großen Schöpfer alles Lebenden: das ist *sein* Geheimnis und er bewahrt es! Wir müssen's tragen und widerstehen . . Denn in unserm Geist ist eine Weisheit, die zum Rechten führt, wie in dem blauen Dämmer euer Auge, ihr jungen Sterblichen, mit eins den Stern erfaßt, der wacht, den Morgen zu begrüßen." Diesen Geist fühlt Kain der Mensch in sich und so folgt er dem Genius durchs Planetensystem der Keppler und Newton. Wie Sonnenstrahlen schießen sie dahin. Die Erde wird bald nur unter ihm ein schmaler blauer Kreis, im Aether fern sich schwingend, mit einem kleineren Kreischen dicht daneben, wohl jenem gleich, das unsere Erdennacht erhellt. Und kleiner, immer kleiner wird der Kreis und wie er einschrumpft, sammelt er um sich einen Strahlenring . . und beide, da wir von ihnen ferner weichen, vereinen sich den zahllosen Gestirnen, die uns umgeben und ihre Myriaden mehren, je weiter wir vordringen. — All diese

Welten aber leben, unselig und dem Tod verfallen. Dies zu erfahren, erhebt nur Kains Menschengeist: „Stolz bin ich auf Gedanken, die solches wissen." Wohl fühlt er in sich die prophetische Folter der unabänderlichen Wahrheit, daß der Mensch nur Leidende zeugt und nur den Tod fortpflanzt, den Mord vervielfacht. Drum will er sterben. „Du kannst nicht ganz sterben, etwas überlebt von dir." „Nun, dann laß untergehn, was sterblich ist, damit der Rest wird, was die Engel sind." „Wie ich willst du werden?" lächelt Lucifer, er kennt wohl die Verheißung: eritis sicut deus als verlockendsten Drang des Menschenhirns. Freimütig gesteht Kain, kaum daß er in die Naturgeheimnisse eingeführt: „Ich sehe deine Macht und sehe, du zeigst mir Dinge über meine Macht, über alle Macht mir eingeborener Fähigkeiten, und dennoch erreicht es nicht meine Wünsche und Begriffe." Selbst Lucifer staunt: „Was sind sie, die so demutsvoll in solchem Stolze weben, als bei Würmern im Staub zu wohnen?" Unerschrocken versetzt der Menschgedanke: „Und was bist du, der webt so hochmutsvoll im Geist, und doch so kummervoll erscheinst?" „Ich scheine, was ich bin. Drum frag' ich dich: Möchtest du unsterblich sein?" „Du sagtest ja, das müßt' ich sein, unsterblich wider Willen. So laß mich, glücklich oder unglücklich, meine Unsterblichkeit vorher empfinden." Tiefernst versichert ihm jener: „Du fühltest sie, noch eh' ich zu dir kam . . durch Leiden." „Ist das Leiden denn unsterblich?" „Wir werden es erproben, wir und ihr." Da bricht Kain in einen Begeisterungsschrei über die Herrlichkeit dieser unsterblichen, leidenden Welten aus:

„O unbegreiflich hehrer Aether du!
Ihr Massen, ihr vervielfachten, der Lichter,
Die immer neu entzündet und entzündend!
Was seid ihr? Was ist diese blaue Wildnis
Der grenzenlosen Luft, wo ihr entlangrollt,
Wie Blätter auf den klaren Wassern Edens?

Ist eure Bahn euch abgemessen? Schweift ihr
In jubelnd fesselloser Trunkenheit
Dahin durchs luftige All endlosen Raumes . . .
Nicht auszudenken wag' ich es, mir schwindelt . . .
Berauscht von Ewigkeit? O Gott, o Götter!
Wer ihr auch seid, wie seid ihr schön! Wie schön
Sind eure Werke oder Zufälle,
Was sie auch sind! Hier laß mich sterben nur,
Wie die Atome sterben, wenn sie sterben,
Oder erkennen eure Macht und Fülle!
Denn mein Gedanke ist zu dieser Stunde
Eurer nicht unwert, bin ich auch nur Staub."

Hat man je etwas Erhabeneres und Einfacheres gehört? Was man zum Teil sehr falsch den Stil der Antike nennt, hier ist er, dieser unverbildete Stil der Urzeit.

Mit herrlicher Genialität knüpft aber der Dichter sofort, in einem völlig zwanglosen, unscheinbaren Uebergang, an die Astronomie das Gravitationsgesetz, Newton an Keppler. Denn die Erde ist jetzt so fern geschwunden, daß „die Feuerfliegen und die Feuerwürmer im Dämmerzwielicht heller wohl durchflimmern die düstern Haine und die grünen Raine, als hier der Weltball, der sie alle trägt". Nun wohl, „du sahst sie beide, Würmer und Welten, und beide funkelten — was denkst von ihnen?"

„Daß beide schön in ihrer eignen Sphäre
Und daß die Nacht, die beide schön gemacht,
Den kleinen Glühwurm in beschränktem Flug,
Den ewigen Stern in seiner großen Bahn,
Daß alle sie geleitet werden müssen."

So hat sich der Menschengeist schon zur reinsten Naturbetrachtung durchgerungen. Nun kann er auch des Todes Anblick ertragen, dem dunkeln Geheimnis persönlicher Vernichtung ins Auge schauen, gewappnet mit der Evolutionstheo-

rie, deren geologische Begriffe ihn Lucifer lehrt. Auch diese deine Welt, die du schaust, ist nur ein Wrack; das Leben ist nicht neu, es war, ehe die Dinge entstanden, die uns so groß dünken. Viele werden kein Ende haben; andere, die behaupten, keinen Anfang zu haben, sie hatten einen so niedrig wie der Mensch. Und mächtigere erloschen, um Raum zu schaffen für noch niedrigere, als wir nur ahnen können. Denn wechseln Augenblicke, Zeit und Raum waren und müssen sein unveränderlich. Doch Wechsel ist nicht Tod, nur dem Staube scheint es so.

Kain sieht jetzt staunend eine ältere Erde mit Riesen und Mammuts erstehen, die durch ein unerbittliches Elementarereignis zum Chaos ward, wie ein Chaos zur Welt ward. Dies ist das Reich des Todes.

„Bevölkerter, als die glanzvollen Kugeln,
Die sich so dicht im oberen Aether schwangen,
Daß ich sie selber hielt für Lichtbewohner
In einem unbegreiflich weiten Himmel,
Und nicht für eigene Wohnungen von Wesen.
Doch in der Nähe sichtbar schwollen sie
Zur Unermeßlichkeit des Stoffes an,
Der eher taugt, daß Leben ihn bebrüte,
Als Leben selbst zu sein. Doch hier ist alles
So schattenhaft, spricht von vergangenen Tagen."

Aber was nützt es, den Tod zu kennen? Der Baum der Erkenntnis war ein Lügenbaum. Erkenntnis versprach er um den Preis des Todes, was aber kennt der Mensch?

„Tod führt vielleicht zur obersten Erkenntnis,
Und da er unter allen Dingen ist
Das einzige Gewisse, leitet er
Zu sicherem Wissen. Darum, ob auch tödlich,
War wahr der Baum."

„Warum führtest du mich her, mich davon bloß zu unterrichten?" „War nicht dein Heischen nach Erkenntnis?" „Ja,

doch als den Pfad zum Glück." „Ist Wahrheit Glück, dann hast du's jetzt." Da schluchzt Kain entsetzt: „Dann tat er wohl, der Gott meines Vaters, den Unglücksbaum uns zu verbieten." „Doch besser hätte er getan, ihn nicht zu pflanzen. Denn des Uebels Unkenntnis schützt nicht vor dem Uebel. Es muß dahinrollen, immer das gleiche, weil es ein Teil von allen Dingen ist." „Nicht von allen, nein, ich glaub' es nicht: ich dürste nur nach Gutem." „Wer und was tut das nicht? Wer buhlt ums Böse um seines bittern Selbst willen? Niemand, nichts. Es ist die Hefe alles Lebens und aller Lebenslosigkeit." „Zu jenen glorreichen Lichtkreisen, die wir schauten, blendend und zahllos, eh' wir herniederkamen in dies Schattenreich, kommt nicht das Uebel, denn sie sind zu schön." „Du sahst sie nur von fern." „Was schadet das? Entfernung vermindert nur die Schönheit; wenn näher, müssen sie noch holder sein." „Tritt nah den schönsten Dingen deiner Erde, dann sprich dein Urteil." „Das hab' ich getan. Das lieblichste Geschöpf ist mir am lieblichsten, wenn mir am nächsten." „Das muß Täuschung sein. Was ist das, das dir, nahe deinen Augen, noch schöner dünkt, als Schönes, das dir fern?"

„Die Schwester, Adah! Alle Himmelssterne,
Tiefblaue Nacht mit ihrer bleichen Sonne,
Die wie ein Geist blickt oder Geisterwelt,
Des Zwielichts Farben, prächtiger Sonnenaufgang,
Ihr unbeschreiblich hehrer Untergang,
Der meine Augen füllt mit süßen Tränen,
Wenn mit ihr sinkt mein Herz und gleitet sanft
Entlang des Westens Wolkenparadies —
Waldschatten, grüne Zweige, Vögelstimmen,
Ihr Abendlied, das nur von Liebe singt
Und sich dem Chor der Cherubim vermischt,
Wenn über Edens Mauern schließt der Tag —
All dies ist nichts dem Auge und dem Herzen,
Von Himmel und Erde wende ich mich ab,
Zu schau'n auf sie, auf Adahs Angesicht."

Ist das nicht eine Erotik, jugendfrisch und jungfräulich wie die Erde der ersten Menschen? Ueber diese menschliche Liebe lächelt Lucifer melancholisch. Er liebt nichts als „**some vast and general purpose to which particular things must melt**" („einen gewaltigen allgemeinen Plan, vor dem besondre Einzeldinge schmelzen wie Schnee"), das Genie hat keine Bande persönlicher Gefühle. Das ist nur Täuschung schwacher Sterblichkeit. „So denkst du, weil du nicht ihr Bruder bist." „Ja, Sterblicher, denn meine Bruderschaft gehört nur solchen, welche kinderlos." (Ein tiefes symbolisches Wort; man glaubt förmlich den majestätischen Ausdruck Lucifers dabei zu sehen.) „Du dauerst mich, du liebst, was bald verdirbt." Der Mensch erwidert: „Du dauerst mich, weil du nichts lieben kannst." Und trotzig will er immer noch mehr wissen, will das große Doppelmysterium der zwei Prinzipien kennen, des Guten und des Bösen, die gemeinsam herrschen auf geheimen Thronen. „Staub, zügele deinen Ehrgeiz!" „Wozu sah ich die Dinge, die du zeigtest?" „Heischtest du nicht Erkenntnis? Und hab' ich dich nicht gelehrt, dich selbst zu kennen?" „Ach, als ein Nichts!" „Und dies sollt' alles Menschenwissens Summe sein, die Nichtigkeit der sterblichen Natur zu kennen. Vermache nur dies Wissen deinen Kindern, und das wird ihnen manche Folter sparen." Was ist das Uebel? Der Sieger nennt immer den Besiegten schlecht, was aber wird das Gute sein? „Bös und Gut sind Dinge an sich selbst durch eignes Wesen, nicht durch den Geber bös und gut gemacht. Eine gute Gabe lieh euch der Unheilapfel: die Vernunft*). Laßt sie nicht unterjochen durch tyrannisch Drohen, zum Glauben euch zu zwingen, zuwider allem äußern Sinn und innern Fühlen!"

Diese sezierende Bloßlegung der Struktur und Hauptmuskulatur der langen unaufhörlichen Unterredungen, in

---

*) „**But let us ponder boldly! 'Tis a base abandonment of Reason to resign our right of thought!**" **Childe Harold.**

denen Kains Geist gleichsam mit dem Lucifers ringt, wie Jakob mit dem Unbekannten an der Furt, will natürlich nicht den Gesamteindruck wiedergeben. Den muß der Leser des „Kain" sich selbst verschaffen. Vielleicht sind einige von uns übergangene Schilderungen der präadamitischen Welt zu lang geraten und mehrere gewaltige Empörungsreden Lucifers, worin er sich direkt wider Jehova aufbäumt, etwas deklamatorisch. Zur Sache aber gehört hier alles, wenn dem Dichter hauptsächlich daran lag, ein vollständiges Bild der philosophischen Frage zu bieten, so daß in die sonst durchweg wundervolle Poesie einige weniger anschauliche und rein abstrakte Elemente sich mischen. Im allgemeinen aber kann nie genug bewundert werden, wie Byron in dieser subjektiven Gedankenorgie so objektiv sich verhält, daß fortwährend die philosophische Wechselrede durch menschlich-individuelle Züge belebt wird, welche uns sofort wieder aus dem Bereich abstrakten Denkens in warme Situationsmotivierung eintauchen. Kain bleibt durchaus in seinem Charakter als erster Mensch; trotzig läßt er sich auch von Lucifer nicht demütigen. Als dieser mitleidig höhnt: „Doch du bist Staub und Staub kann nur verstehen, was Staub einst war, und solches zeig' ich dir," bricht er sofort beleidigt los: „Staub, sagst du, Geist! Was du willst, schau' auch ich!" Aber als sie am Tor des Hades haltmachen, sieht er sich bange nach dem Begleiter um: „Und du?" Als sie das Aetherblau zerspalten auf mächtigen Schwingen und die Sterne erbleichen, schreit er auf: „Die Erde! Wo ist meine Erde? Laß mich sie schauen, denn ich ward gemacht aus ihr." „Sie liegt dir ferne nun, im All so winzig, wie du auf ihr. Doch wähne nicht, ihr zu entrinnen. Bald kehrst du zurück zur Erde und allem ihrem Staub: sie ist ein Teil von deiner Ewigkeit und meiner." Als Kain dem Hades ins Auge sah, da will er dort bleiben, für immer. Ihn ekelt alles dessen, was der Erdenstaub ihm bot, und unter Schatten will er weilen. Als aber Lucifer verächtlich von der Erde redet, da versichert er ge-

kränkt, daß sie schön sei und daß nicht sie es sei, mit der er hadere. — Ferner ist stets genau die Grenze dessen festgehalten, was der junge Titane denken und wissen kann und was nicht, der über das Tal Eden nie hinauskam. „Schmelzen wie Schnee", was ist das? Und was ist diese flüssige Sonne, wie eine andere Welt? Der unermeßliche flüssige Raum glorreichen Azurs, der wie Wasser fließt gleich dem Strom des Paradieses, aber uferlos, endlos, von Aetherfarbe? Das ist das Meer. Der tiefe Zweifel über den Ursprung und über die Notwendigkeit des Uebels, die in seinem nötigen Gegensatz zum Guten bestehen soll, — ihm ist er auf natürlichste Weise gekommen: als eine Schlange ein Lämmchen biß. Es wäre auch seltsam, wenn Byrons Erbarmen mit der Kreatur sich nicht auch hier in Kains Schluchzen Luft machte: „Ach hoffnungslose, hilflose Elende! Aßen die Tiere denn auch von dem Apfel?" Ja, das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf, denn siehe, der rebellische Kain, der zweifelt und zürnt und nicht geduldig im Schweiß seines Angesichts schuften will, rebelliert sogar gegen seinen Gönner Lucifer, der ihm mit göttlicher Ironie gute Ratschläge über künftige Schlangen und Aepfel der Eva-Versuchung gibt, und ruft ihm zu: „Hochmütiger Geist, stolz sprichst du, doch auch du hast einen Obern." Aus seinem eignen Innern keimt der Haß gegen den sanften Abel, der Versucher legt nur den Finger in die Wunde. Abel hat seiner Mutter Gunst. „Behalt' er die, da doch die Schlange sie zuerst gewann!" „Und seines Vaters." „Was ist das mir? Soll ich nicht lieben, was alle lieben?" „Und der Jehova, der nachsichtige Herr und gütige Pflanzer des vermauerten Eden, auch er schaut lächelnd hin auf Abel." „So? Ich sah ihn nie und weiß nicht, ob er lächelt." „Doch sahst du seine Engel." „Selten." „Doch genugsam, um zu sehen, sie lieben deinen Bruder. Seine Opfer sind annehmbar." „Sie seien es! Weshalb mir davon sprechen?" „Weil du selbst es dachtest." „Und dacht' ich's, warum mir zurück es

rufen? — Geist! Wir sind in deiner Welt, sprich nicht von meiner!"

Nie in der Poesie aller Völker ist der Reiz des Ehelebens so zart und innig besungen, wie in der langen Szene zwischen Kain und Adah vor ihrem Kinde, das unter einer Zypresse schläft. Egerton Brydges meint davon mit Recht, daß nichts außer Shakespeare dieser Dichterkraft gleichkomme. Aber alle Vaterliebe tröstet Kain nicht, sie vertieft nur seinen Schmerz über das Schicksal seiner Nachkommen. „Wofür sollt' ich noch danken? Daß ich Staub bin, im Staube wühlend, bis ich wieder Staub ward? Bin ich denn nichts, soll ich für nichts noch heucheln und für Pein mich wohlgefällig stellen?" Aber das Weib, nur am Gegenwärtigen haftend, redet ihm zu: „Sprich nicht von Pein! Der kinderlose Cherub mag beneiden die Elternfreude." Da kommt Abel: „Unser Bruder kommt." „Dein Bruder Abel," lehnt Kain finster ab und verweigert, mit dem beschränkten, frommen Durchschnittsmenschen zu verkehren. „Wo warst du?" „Weiß nicht." „Auch nicht was du sahst?"

„Die Toten, die Unsterblichen. Ich sah
Die Schrankenlosen und Allmächtigen,
Mysterien des Raums. Ich sah die Welten,
Die zahllos sind und waren. Einen Wirbel
Von Dingen, stürmisch, überwältigend.
Sonnen, Monde und Erden, die im Donner
Sangen um mich auf lautstimmigen Sphären.
Untauglich fürder bin ich so geworden
Für sterblichen Verkehr."

Mit gewohnter Genialität hat Byron jetzt dem verschiedenen Opfer beider Brüder eine neue Seite abgewonnen, die zum System des Ganzen paßt: Kain legt Gewicht darauf, daß er unschuldige Früchte darbringt, der milde Abel aber den „blutgierigen Weihrauch" geschlachteter Lämmer, nach

denen arme Mutterschafe blöken. „Dies blutige Denkmal soll nicht in der Sonne stehen, zur Schande der Schöpfung!"

Vielleicht hätte grade das letzte Ende statt elegischen Austönens ins Ewigweibliche, das auch Kain zur liebevollen Ergebung Adahs hinanzieht, noch einmal einen Uebermenschenton anschlagen sollen. Wir können Goethe wohl beipflichten, daß dies das wahrhaft Religiöseste sei, ohne uns jedoch „mit Bewunderung und Ehrfurcht", wie er sagt, diesem Schlusse zu nähern. „Friede sei mit ihm! — Doch mit mir?!" Einfach und schön gesagt, aber wir durften etwas anderes erwarten. Doch mag sein, daß, rein ästhetisch betrachtet, dieser gebrochene, ermattende Schluß nach so riesigen Anstrengungen der Gedanken und Leidenschaften wohltut. Dagegen setzen wir den ganzen Monolog des Mörders hierher, um zu fragen, ob man seit Macbeths Mordnacht etwas so Tragisches gehört habe.

„Meine Hand! Sie ist ganz rot. Von was?
Wo bin ich? Allein? Wo Abel? Wo Kain?
Kann's sein, daß ich es bin? Mein Bruder Abel,
Wach' auf! Was liegst du so auf grüner Erde?
's ist nicht des Schlummers Stunde. Wie, so bleich?
Was fehlt dir? Warst noch morgens so voll Leben!
Abel, ich bitte, spotte meiner nicht!
Ich schlug zu hart, doch nicht so unheilvoll.
Ach, warum widersetztest du dich mir?
Dies ist ein böser Scherz, mich zu erschrecken.
Es war ein Schlag und nur ein Schlag! Steh auf!
Bewege dich! Wohl, so ist's gut, du atmest!
Atme mich an! O Gott, o Gott!

Abel (verröchelnd). Wer spricht
Von Gott?

Kain. Dein Mörder.

Abel. Mag ihm Gott verzeihen!
Tröste die arme Zillah, jetzt hat sie
Nur einen Bruder. (Stirbt.)

Kain. Ich keinen. Und wer macht mich bruderlos?
Sein Aug' ist offen, dann ist er nicht tot.
Tod ist wie Schlaf. Und Schlaf schließt unsere Lider.
Die Lippen auch geöffnet — atmet er?
Ich fühl' es nicht. Sein Herz, sein Herz! Laß sehn,
Ob es noch schlägt? Mich deucht—nein, nein! Dies ist
Wohl eine Traumerscheinung, oder bin ich
Der Sprößling einer andern schlimmern Welt?
Die Erde schwimmt um mich. Was ist dies? Feucht?
Und doch ist hier kein Tau! Blut ist's, mein Blut,
Des Bruders, das mein eignes, hier vergossen!
Was hab' ich dann mit Leben noch zu schaffen,
Seit ich vom eignen Fleisch das Leben nahm?
Doch nein, er ist nicht tot. Ist Schweigen Tod?
Nein, er erwacht und ich will bei ihm wachen.
Leben kann nicht so schwach sein, daß so leicht
Es zu ersticken! Und er sprach ja noch
Vorhin zu mir! Was soll ich zu ihm sagen?
Mein Bruder? nein, antworten wird er nicht
Auf diesen Namen, Brüder schlagen ja
Einander nicht. Und doch — doch sprich zu mir,
O nur ein Wort mehr jener sanften Stimme,
Daß ich die meine noch ertragen kann!"

Zillah, die Schwestergattin, stürzt herzu und wirft Kain vor, daß er als der Stärkere Abel nicht beschützt habe vor solcher Gewalttat. Sie entfernt sich laut schreiend: „Tod ist in der Welt."

„Und wer hat ihn dahin gebracht? Ich, ich!
Der ich des Todes Namen so verabscheu',
Daß der Gedanke all mein Sein vergiftet,
Eh' ich des Todes Anblick noch gesehen —
Ich leitete ihn her und gab dahin
Den Bruder seiner kaltstillen Umarmung,
Als hätt' er nicht behauptet seinen Anspruch,

Den unerbittlichen, auch ohne mich.
Endlich erwacht! Ein jämmerlicher Traum
Hat mich genärrt, doch er wird nie erwachen."

Vor dieser majestätischen Einfachheit stand die damalige englische Kritik größtenteils ratlos. Sie erwartete Giaurn auf schwärzestem Roß, Korsaren mit schwärzesten Brauen und Kains mit schwärzester Seele. Und nun fand sie wirkliche Menschen und wirkliche Geister. Damit wußte sie nichts anzufangen. Gewiß wäre es nur eine ärmliche pedantische Art von Poesie, die nichts als metaphysische Subtilitäten und abstrakte Deduktionen verkörpern wollte, und es wäre eine verdächtige Philosophie, die ihre Doktrinen nur durch Berufung an Leidenschaft und Phantasie begründen möchte. Hier aber hat Byron seine Subjektivität so sehr ins Ich der Menschheit verallgemeinert, daß er keineswegs selbstgefällig und voreingenommen als Advokat und Richter auftritt, sondern unanfechtbare Zeugen aufstellt für die Wahrheit und Richtigkeit des Weltleids. Die transzendentalen Abstraktionen Leben, Tod, Zeit, Raum und Ewigkeit werden nicht mit kaltem Vernünfteln abgehandelt, sondern lebendig und leibhaftig von innen heraus gefühlt und deshalb vollkommen anschaulich gestaltet. Byron spielt wie ein Jongleur mit den Weltkugeln. „Die unbegreiflich hohen Werke", wir *sehen* sie sichtbarlich mit Kain. Der große Fortschritt über „Manfred" hinaus besteht darin, daß Manfred tatsächlich nur einen Monolog bedeutet, worin ein zum Uebermenschen Aufringender allein auf der Bühne seinen schon fertigen Leidenszustand durchsinnt, von einem Chor schattenhafter Geister umringt, die eben nur metaphorische Schatten seines eignen ungewöhnlichen Intellekts bedeuten. Im Kain aber sehen wir das Keimen des Weltschmerz und seine Begründung aus naiven Zuständen heraus, zu immer höherer Vergeistigung seiner Bedeutung für den Fortschritt der Menschheit; wir sehen ein dramatisches Entwickeln des gegebenen Charak-

ters, erst in Gedankenwagnissen und dann in Handlungen gipfelnd, die sich mit innerer Notwendigkeit aus diesem Willen ergeben müssen. Ja, müssen, denn die Kainsage hat sich unwillkürlich bei Byron zu jener ewiggültigen Tragödie gestaltet, daß der Mensch, je höher er sich geistig über sein gemeines Tagewerk erhebt, desto eher mit dem üblichen Sittengesetz in Zwiespalt gerät. Das ahnten schon unsere genialen weisen Altvordern an den Ufern des Jordan und Euphrat, als sie in monumentaler Urmythe Erkenntnis und Leben als Gegensätze, Erkenntnis und Schuld als gegenseitige Bedingungen auffaßten. Die zufriedene Unwissenheit des animalischen Menschen in Eden ist darum noch keine ethische Unschuld. Sobald der Menschengeist dazu erwacht, über sich und das All nachzudenken, beginnt auch seine unbefriedigte Unruhe, sein vorwurfsvolles Hadern mit der besten aller Welten. Je stärker nun der Intellekt wächst, desto leidenschaftlicher der Wille, genährt von immer steigender Empfindlichkeit des seelischen Leids. Gerade der wahre Uebermensch, statt der verzerrten Nietzscheschen Bestie, ist auch ein ethischer Riese, so tief er die landläufige Moral der Sitte verachtet. Denn für eine monistische Welterkenntnis können Wille und Intellekt nicht in Trennung verharren, wie Schopenhauer wähnt, sondern sind untrennbar eins. Intellekt schafft Willen, Wille schafft Intellekt. Kain der erste Mörder, gerade er besitzt das weichste, tiefste Gemüt. Nicht kalte Erbarmungslosigkeit, wie Pseudo-Uebermenschen, sondern warmes Mitleid erfüllt ihn: er ist zu groß, um in gemeinem Sinne egoistisch zu fühlen. Hingebend liebt er, sein Weib, sein Kind, alles Lebende, die arme stumme Kreatur, die Herrlichkeit der Natur reißt ihn zu Tränen der Begeisterung hin. Doch freilich, die sanfte Gutmütigkeit ohne Tiefe eines Abel, die stumpfe Resignation Adams fehlt ihm und das zugleich feige und egoistisch trotzige Wesen Mutter Evas stößt ihn ab. Er liebt nur, wo sein Urteil ihm Liebe einflößt; Familienbande erkennt er nicht an. („Wer ist meine Mutter,

wer sind meine Brüder?" fühlte ja Christus selbst.) Seine Eltern flößten ihm keine Ehrfurcht ein, weil sie zufällig, ohne es zu wollen, ihm Leben schenkten, ein Geschenk, das er nicht wünschte und das er zurückweist. Warum soll er ihre Schuld erben, ein Enterbter der Schöpfung? Abels dumme Religiosität, die Tochter knechtischer Furcht, haßt er, nicht Abel, der ihm gleichgültig. Aber sein Haß wider das blinde, kalte Weltgesetz entladet sich endlich auch gegen den Mitmenschen, der in denkunfähiger Stumpfheit die beste aller Welten preist. So wird der ethisch Beste der Adamsfamilie ein Brudermörder. Byron hat die Tragödie des Uebermenschen geschaffen. Manfred ist neben dem nur ein Knirps, so wie er umgekehrt ein Riese neben Lara war. Er verkörpert nur den Ichschmerz des überreif gebrochenen, Kain den echten Weltschmerz des ungebrochenen naiven Vollmenschen. Doch in dieser himmlischen Hexerei, die uns magisch umspinnt, ahnen wir die Elemente eines reineren, feineren Seins. Wie seine Reue, nicht die feige Reue des Durchschnittsmenschen, sondern die Trauer über den Abfall vom eigenen besseren Ich, Manfred übermenschlich foltert, dafür hat Byron Töne gefunden, wie sie nie gehört wurden. Mit dem tödlichen Schweigen des Grabes steigt die verlorene Astarte empor und die erhabene Trauer über das Geheimnis menschlicher Existenz richtet an sie die letzte Frage über die Unsterblichkeit der Seele. Dieser Aufschrei: „Höre, höre, Astarte, du Geliebte sprich zu mir!" zittert von Leidenschaft, weil er aus des Dichters eigenem Herzen kommt, *in düsterer Erinnerung eigener Reue und Schuld.* Man glaubt, seine eigene wohllautvolle Stimme zu hören, heiser von herzzerreißenden Akzenten der Qual. Goethes Faust bleibt eine Maske, Manfred aber ist kein äußeres Symbol; wir wissen nur zu wohl, wer es ist, der in dieser Szenerie des Berner Oberlands (siehe Byrons Tagebuch) seinen Weheschrei den Gletscherwinden preisgibt. Wohl war schon ein anderer Lucifer in Einsamkeit festgeschmiedet, der Prome-

theus des Aeschylos, und Dante wanderte durch Höllen. Doch wie gewaltig überdonnert Byrons naturwissenschaftliche Dichtung jene Stimmen der Vergangenheit! Jene andern Dichter lassen ihrem Zweifeln und Klagen den Mund stopfen. Sie paktieren mit dem Teufel. Für Faust ist kleinmenschlich zuletzt der Ruhm das höchste Gut: „Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehen." Ihm fehlt die letzte Größe, die über sich selbst hinausdringt und sich verneint. Byron und seine Typen sind Sieger über Zeit und Raum. Mit dem All verhandeln sie wie Macht zu Macht. Der sterbende Manfred scheucht die Dämonen fort: „Bestraft man Sünde nur durch größere Sünder?"

„Auf alles vorbereitet, leugne ich
Die Macht, die mich entbeut . . .
Wie ich gelebt, so sterbe ich, allein . . .
Ich biete Trotz, wohl fühlend, daß die Seele
Von mir hinwegebbt, dennoch trotz' ich euch . . .
Nicht meine frühe Macht erkaufte ich
Durch Bund mit euch — nein, hohe Wissenschaft,
Kasteiung, Wagnis, Nachtwachen und Kunst . . .
Ich stehe hier auf meine eigne Kraft . . .
Ihr habt Gewalt nicht über mich, das weiß ich . . .
Du hast mich nie versucht, du konntest nie,
Nicht dein Betrogener bin ich, deine Beute.
Nur ich war mein Zerstörer, will es bleiben.
Des Todes Hand ist auf mir — eure nicht! . . .
Zu sterben ist doch nicht so schwer!"

Als die Alpenhexe ihm Erfüllung verheißt, wenn er ihr Gehorsam schwöre, ruft er entrüstet: „Ich will nicht schwören. Ich gehorchen? Wem? Niemals!" und vor Arimanes will er nicht knien, auch nicht vor dem oberherrlichen Unendlichen (**overruling infinite**). Und warum nicht? Hier packen wir den innersten Kern des Uebermenschentums:

„Die Seele, die unsterblich ist, vergilt
Sich selbst, was Gutes sie gedacht und Böses,
Ihr Elend und ihr Ende schafft sie selbst
Und Zeit und Ort. Ihr eingeborener Sinn,
Wenn er entkleidet dieser Sterblichkeit,
Entlehnt nicht Färbung von den flüchtigen Dingen.
Nein, er versenkt in Leiden sich und Lust,
Aus der Erkenntnis eignen Werts geboren."

So trotzigstolz auf sein Menschentum unterwirft sich auch Kain weder Jehova noch Lucifer. Letzterer aber stärkt und ermuntert ihn in diesem Aufbäumen über den Erdenstaub. Auch er predigt die Unabhängigkeit und das Selbstgesetz des forschenden Geistes:

„Duldet und denkt! Schafft eine eigene Welt
Im Innern, wenn die äußere versagt.
So kommt der geistigen Natur ihr näher
Und eure eigene kämpft ihr siegreich nieder."

„Ja," sagt er an anderer Stelle, „es ist des Versuches wert zu widerstehen, weil's ohne ihn nicht besser wird. Eine Weisheit liegt im Geiste, die doch zum Rechten führt." Alles Sterbliche ist verächtlich, die Liebe nur eine süße Erniedrigung, ein entnervend schmutziger Betrug. Nur der Geist, das Denken, hat Wert: „Nichts kann den Geist erdrücken, wenn er nur er selbst sein will und Mittelpunkt aller Außendinge wird, er ist geformt zu herrschen!" Hier allein wird jene nie beruhigte Unrast des Erdenlebens überwunden, die Japhet in „Himmel und Erde" in das Gleichnis kleidet:

„Frieden! Was Frieden! Der verlassenen Oede
Ruhe, des unbetretenen Urwalds Stille,
Die nur der Sturmbraus bricht in ächzenden Zweigen,
Nur solchem gleicht die abgehetzte Seele."

Diese schwächeren Unglücksmenschen jammern mit Kassandraschreien. Aber sie finden keine Kraft, in eisernem Stolze

zu trotzen. Darum ist unter allen Weltschmerzdichtern nur einer, der Byron verwandt, ein kleiner, aber echter Nebensprößling: der stoische Alfred de Vigny, der in seinem letzten Briefe vom Sterbebette unter schrecklichen physischen Leiden seinem frivolen Kusinchen schreibt (Lettres 1896): „Du sprichst mir so viel vom Glauben und Gläubigen. Ich rate dir, an eins zu glauben: an m i ch."

Die großen Deutschen flüchteten sich in die Aesthetik, ihnen lebte Freiheit nur im Reich der Träume, das Schöne nur im Gesang, und elegisch trösteten sie sich über das stiefmütterliche Los des Idealismus: „Das ist das Los des Schönen auf der Erde." Anders Byron. Er suchte nicht Poetisches aus der gemeinen Wirklichkeit der Dinge herauszudestillieren wie Goethe, sondern er selbst machte das Poetische zur Wirklichkeit, trat als leibhaftige Poesie-Persönlichkeit in die Welt hinein. Während Burns und Byron die französische Revolution begeistert begrüßen, rieselte dem Goethe und bald sogar dem Marquis Posa Schiller ein gelindes Entsetzen übers empfindsame Gemüt. Goethe sprach gelassen das große Wort, daß des Franzmanns unruhiges Toben ruhige Bildung zurückdränge. Schiller ließ aus güldener Wolke einer Weisheit erhabene Sprüche tönen, die er von Freund Goethes Wolke geborgt zu haben schien: „Wo sich die Völker selbst befrei'n, da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn." Beide hatten erst gedacht, daß man die Freiheit etwa mit Ablesen Klopstockischer Oden gründe; als sie historische Wahrheit sich erproben sahen, daß weltgeschichtliche Dinge nicht mit Lavendelwasser, sondern mit Blut und Eisen gemacht werden, da nahm ihre sittliche Entrüstung Reißaus, die sich dem tragischen Ernst des Weltwehs nicht gewachsen zeigte. Schiller stiftete auf Napoleon den Bänkelsängervers: „Einsam sitzest du auf deinem Throne, wie die eiserne Notwendigkeit," und es gereicht Goethe zum Ruhme, daß er verständiger und tiefer über die unbewußte Idealität des Weltumwälzers dachte. So erfordert denn auch die Gerechtigkeit zu

sagen, daß er über Byron mit einem objektiven Verständnis sich aussprach, das ihn als Musterdeutschen zeigt mit dem Vorzug des deutschen Geistes, einen universalen Ueberblick über Fremdes und Fremdartiges zu gewinnen. Er konnte nicht umhin, seinem hohen Zeitgenossen mit warmem Anteil zu folgen, um so mehr dieser selbst mit redlichstem, gutem Willen sich ihm anzuschließen suchte. Wenn also der immer parteiliche Elze zitiert, Goethe habe gesagt, daß Byrons „Lebens- und Dichtungsweise kaum gerechte und billige Beurteilung erlaube", so vergißt er natürlich, daß dieser alberne Satz nur in der Manfred-Besprechung steht, worin Goethe 1817, ohne von Byron irgendwas zu wissen und lange vor dessen persönlicher Annäherung, zwar den „seltsamen geistreichen Dichter" als „wunderbarstes, zu eigner Qual geborenes Talent" „mit Bewunderung und Hochachtung" nennt, aber schlankweg zu verstehen gibt, daß Byron den Faust plagiiert („in sich aufgenommen und hypochondrisch die seltsamste Nahrung daraus gesogen") habe, woran sich dann die aberwitzige Anekdote von einem Mord Byrons in Florenz (!) schließt, vom ehrwürdigen Kritiker mit feierlicher Sicherheit vorgetragen. Es spricht Bände für die Artung Byrons, daß er diesen Gallimathias mit gerührtem Danke als schmeichelhafte Ehrung entgegennahm, wie es ja freilich immer Eindruck machen muß, einen Goethe über einen Byron zu vernehmen. Bescheiden versicherte er nur, er kenne den Faust nur daher, daß ihm einige Partien viva voce übersetzt worden seien und nicht dies, sondern das Berner Oberland und „noch etwas anderes" habe den Manfred inspiriert. Wir möchten hierbei parenthetisch einschieben, daß Taine, der es fertigbringt, Byron analysieren zu wollen, ohne den „Kain" eines Wortes zu würdigen, auch in seiner Manfred-Analyse viel unnützes Gerede auftischt. „Byrons Geister sind nur Theatergötter, er glaubt an sie so wenig als wir . . ." selbst sein eigner Schüler Brandes hat gegen solches Unverständnis sich aufgelehnt. Allein, das hat Taine

doch erkannt: „In welche Mittelmäßigkeit und Flachheit versinkt neben ihm der Goethesche Faust! Ein trauriger Held, der immer nur schwatzt, Furcht hat und herumwandert. Seine größte Handlung ist Verführung einer Grisette und ein Tanz in schlechter Gesellschaft, zwei Heldentaten, die alle Studenten vollbracht haben . . . Welch ein Mann ist Manfred neben ihm! Er ist ein Mann. Er wird nicht beim Anblick eines Geistes zittern wie ein furchtsamer Wurm. Er wird nicht jammern, daß er weder Gold noch Gut, noch Ehre und Einfluß in der Welt besitze." Ein Deutscher, der nur in seiner Studierstube gefährlich wird und mit Kant denkt: „Ich denke vieles, was ich aber nie den Mut haben werde auszusprechen!" Manfred läßt sich nicht von einem spaßigen Teufel als Schüler gängeln, er amüsiert sich nicht auf einem Brocken-Ball. Herr über andre, ist er vor allem Herr über sich selbst. Wenn aber Taine am Schlusse meint, Goethe sei Dichter des Universums, Byron des Individuums, und beides sei nationaldeutsch und nationalenglisch, so hat seine leichthinhuschende Oberflächlichkeit sich eben mit Manfred genügen lassen und nicht das Universale des „Kain" kennen gelernt. Dies Werk hat nun Goethe selber betroffen gemacht. Sein Faust, der sich vorm Erdgeist am Boden krümmt, muß sich sagen lassen, er gleiche nur dem Geist, den *er* begreife. Da sprach sich denn Goethes Erstaunen über Byron-Kain folgendermaßen aus: „Der *über alle Begriffe* das Vergangene und Gegenwärtige und infolgedessen auch das Zukünftige mit glühendem Geistesblick durchdringende Dichter hat seinem *unbegrenzten* Talent neue Regionen erschlossen; was er aber in denselben wirken werde, ist von keinem menschlichen Wesen vorauszusehen." Später bei Byrons Tode sah er sich sogar veranlaßt, sein „Lebensverhältnis zu Byron" eigens niederzuschreiben, dessen „gründlich guter Wille, welcher uns selten begegnet, von einem so hochgefeierten Manne" doppelt angenehm berühre. Er sei der deutsche Bewunderer des unübertroffenen

Zeitgenossen, dessen leidenschaftliche Lebensweise nur ein so grenzenloses und geistreiches Hervorbringen etwas verkümmert habe. Es scheint, daß Byron, den Goethes Verse an ihn „Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern" in Livorno noch gerade vor Abfahrt nach Missolunghi ereilten, in seiner Antwort einen Besuch in Weimar versprochen habe. Denn Goethe bedauert, daß er nach „Ableben des hohen Schreibenden" nun nicht mehr den Freund und Sieger „persönlich begrüßen" dürfe. Innig hebt er nun hervor, daß „alle Schlacken des Individuums, durch die auch der Beste sich hindurchzuarbeiten hat, nur augenblicklich und hinfällig" seien, „wogegen der staunenswürdige Ruhm, zu dem er sein Vaterland für jetzt und künftig erhebt, in seiner Herrlichkeit grenzenlos und in seinen Folgen unberechenbar bleibt". Weiter kann man freilich nicht gehen*). Wir berufen uns füglich auf diesen Wahrspruch des Berufensten. Was möchte der deutsche Dichtergreis wohl still für sich mephistophelisch gekichert haben, hätte er noch die Schmähungen genießen können, mit denen sein Anbeter und Hohepriester Carlyle später Byron überschüttete! Und nicht ungehört wollen wir auch den Nekrolog eines andern mit Recht und Unrecht Gefeierten, einer überschätzten und heut unterschätzten Literaturgröße unter Byrons Zeitgenossen verhallen lassen. Also schrieb Walter Scott, nachdem schon die einstige Widersacherin Byrons, die Edinburgh Review, auf die Todeskunde den Klageruf erhob: „Es ist kein König mehr in Israel!" Das soll auch ihm, den ein Elze als Zeugen gegen Byron anzuführen wagt, nicht vergessen werden. „Wir sind durch eine jener Todesnachrichten aufgeschreckt, die wie eines Erzengels Drommete die Seele einer ganzen Nation wecken soll. Byron hat das Los der Menschlichkeit geteilt. Wir fühlen, als sei das große Licht des Himmels plötzlich

*) Zu Eckermann äußerte er: man nehme das Negative aus Byron weg „und er wäre so groß wie Shakespeare", was, in Goethes Munde das Höchste bedeutend, wir doch nicht unterschreiben wollen.

verschwunden, als gerade jedes Teleskop sich erhob, um nach Flecken zu forschen.“ —

Die geniale Frechheit, versteckteste Psychologiebefunde im Konversationston auszuplaudern, konnte nur dieser Lord im „Don Juan“ aus dem Aermel schütteln, wo eine Swiftsche Ader sich ausblutet, doch die Satire zu schalkhaftem Humor sich mildert. In den letzten Gesängen, wo sich gar keine reinpoetischen Bilder mehr herausschälen, hat er das Marmorzeitalter des hyperzivilisierten Highlife zuerst für die Poesie entdeckt, Thackerey hat die klassischen Linien nur mit allerlei Füllsel ausgestopft. In Shakespeare lebt der dichterische Wille zur Tat, in Byron nur der Wille zur Analyse; doch wenn ersterem die weitaus größere Stärke innewohnt, so letzterem größere modern differenzierte Feinheit. Wie er im „Kain“ die Einfalt eines Ursprünglichkeitsstils erzwang, so hier in zwangloser Titanenplauderei zittert und blitzt jede Schnurre von warmem Leben. Nichts entgeht ihm: nicht das Nachtgeschirr Julias, nicht das Kaffeefrühstück mit Eiern, das Haidee dem Meerverschlagenen als sorgsame Nausicaa bereitet, nicht Pantoffeln und Himmelbett der Gulbeyaz, nicht die Nachtwirtschaft im Serail, nicht die Kindergärtnerei der Donna Inez, nicht die kleinste vornehme Ziererei der Lady Amundeville. Doch fern am Horizont wogt „das Meer der Ewigkeit“. Der eddahafte Freskostil in der Vision „Finsternis“ hat keine schrecklichere Ruhe, als die burleske Metaphysik dieses symbolischen Weltgedichts. Seine Muse ist „die aufrichtigste, die je mit Fiktion sich abgab“ (XII, 2), „sie sammelt ein Repertorium von Fakten“ (XIV, 3), die Dokumente scharrt er nicht mühsam zusammen, sie strömen ihm von allen Seiten zu: „Ich rassele weiter, gerade wie mein gewöhnliches Plaudern“ (XV, 19). Er schwatzt nicht indiskret wie ein klatschender Dienstbote, ein großer Herr wie er deutet nur „eine Geschichte für Freimaurer“ (XIV, 22) an. Poesie ist nur ein Strohhalm, der zeigt, wohin der Wind weht (XIV, 8).

„Ich schau' mich um in Hütte und Palast, der Goethesche Mephisto zu mir paßt" (XIII, 7). Doch Mephisto spottet wie ein boshafter Teufel, Byrons hemdärmelige Aufgeknöpftheit läßt das olympische Lachen eines Gottes los, der sich in einem Winkel auf Halbsold zurückzog und statt Nektar etwas Lethe kneipt, sich selbst zu vergessen in bunter Komödie menschlicher Narretei. „Ich habe keinen Plan als mich zu amüsieren, ein neues Wort in meinem Diktionär" (IV, 5). Den Sancho Pansa des Materialismus läßt er nur zu Worte kommen, um verstiegene Ideologie zu geißeln, die gegen Windmühlen ficht. Was ist der Durchschnittsmensch, wenn man ihm die Kleider auszieht und die Tressen abschneidet? Ein Affe oder ein Wolf (II, 81; IX, 20, 21), sogar ein Kannibale. Weil du vernünftig, mußt du dich betrinken, das Beste ist im Leben Trunkenheit (II, 179). Liebe ist veränderlich (II, 210), unselig, selbstsüchtig (III, 2; IX, 73—76); Romantik welkt (IV, 3, 99), den Geist beherrscht der Körper (V, 52). Umsonst forscht man dem Tode nach (V, 39), alle Geschichte wird Farce (V, 60), Liebe und Ruhm sind Meteore, Poesie nur Nordlicht (VII, 1, 2). Nur primitiver Naturzustand paßt für die Menschenbestie (VIII, 60), der Tod verlacht uns, wir alle sind Nullen IX, 11—19). Die Naturwissenschaft ändert wenig, reindenkerische Spekulation leistet doch noch mehr (X, 1—4). Alles relativ. Polygamie ist sehr zweckmäßig (VIII, 105). Für einen Briten, der lieber zehn Lügen als eine Wahrheit über das Ausland hört, wird er unverschämt international, kennt den Professor Kant in Königsberg, Friedrichs Eskapade bei Mollwitz, Blüchers Rettung der Briten bei Waterloo (VIII, 22, 48, 49). Seine kleine Türkin Leila erbost sich gottesfürchtig über die Canterbury-Kathedrale (X, 75). Den Landsleuten sagt er gründlich die Wahrheit (X, 67, 84, 85; XII, 89; XIII, 6, 18). Ueber Literaturberühmtheit macht er sich geradeso lustig (XI, 56), wie über die internationale Plutokratie (XII, 6), Demago-

gie (IX, 25) und Krankheitsfrömmigkeit (XI, 6). Das Leben, besonders das Highlife, ist öde und langweilig (XIV, 78—80; XV, 1), widerspruchsvoll wie der Dichter selber (XV, 23, 88), Englands Größe lächerlich (XV, 92, 93; XVI, 1), die politische Welt ein Tollhaus (XIV, 82—84), historische Größe Humbug (VIII, 14; XIV, 101, 102) und philosophisch alles ungewiß (XI, 1; XIV, 1—3; XV, 99). Nur eins bleibt übrig als Ideal: freies Denken (XI, 90) und tödlicher Haß gegen alle legitimen Unterdrücker, den er vor männiglich bezeugt (VIII, 50, 51, 134—137; IX, 1—10, 24, 26—28, 34—40). Klotzig ruppiger Johnbullismus, Seihen subtilster Haarspaltereien, alle Saltomortale und Lazzi übermütiger Schöpferlaune werden hier mit einer spielenden Hurtigkeit in ein Feuerwerk souveränen Genies aufgelöst, als sei die gebundene Rede die natürlichste Redeweise, natürlicher als Prosa. Mit wunderbarer Leichtigkeit alle selbstgesuchten raffiniertesten Sprachschwierigkeiten bemeisternd, überzeugt Byron den berückten Hörer, daß Rhythmik die üblichste Sprachgewohnheit sei und als pflege man am richtigsten in Versen zu denken. Der antiquarisch klassische Plunderpomp, der opernhafte Flitter, die symmetrischen Antithesen und die melodramatische Phantasmagorie, die in seinen Jugendepen kaleidoskopisch vor den Augen flimmert ohne zu erwärmen, die kalten Salvator-Rosa-Schatten haben sich unter Italiens Sonne zu warmer Lebensfülle umgewandelt, die in göttlicher Ruhe die Schönheit in sich saugt. Ein ununterbrochenes Reifen.

Verständnis für reine Poesie in abstraktem Sinne, wobei das Drama als Handlung ausscheidet und nur als Gesamtkonzeption sowie in seinen stets unwillkürlich lyrisch anmutenden Höhepunkten in Betracht kommt, Verständnis vollends für die Technik der Verskunst ist nur wenigen verliehen. Daß es zweibeinige Wesen gibt, die Heine das Dichtertum absprechen, daß die Franzosen Hugo und Lamartine für große Dichter halten, während einzig Musset dies Prä-

dikat in beschränktem Sinne verdient, sagt hier genug. Wenn englische Aesthetik schon Burns, Shelley, Wordsworth, Tennyson als Muster gegenüber Byron aufstellte, so darf unsere Entrüstung nicht verkennen, daß derlei einseitige Standpunkte aus schiefem Sehwinkel immerhin einer gewissen winzigen Wahrheitsbasis nicht entbehren. Burns strömt Duft aus wie frisches Heidekraut, Töne wie Rauschen von Hochlandwassern, und diese naive Naturfrische darf man bei Byron nicht suchen. Wordsworth hat eine innige Versenkung in Naturbetrachtung, Shelley Aufschwünge schwärmerischer Allberauschung, eines Einswerdens mit den Elementen, die der Byronischen Selbstherrlichkeit nicht gegeben sein konnten. Sogar der pastorale Cottageästhet Tennyson, der in Frack und weißer Halsbinde einen Salonkronleuchter ambraduftiger Kerzen mit Glacéhandschuhen anzündete, löst hier und da (im Feinschmeckerbissen „Die Lotosesser", einigen Strophen von „Locksley Hall" und dergleichen) intime Kunstreize aus, einen überfeinen Stimmungshauch, wie man ihn bei Byron selten findet. Der naiv poetisch Empfängliche, der nicht nach ästhetischem Raffinement, sondern nach dem unmittelbaren Eindruck urteilt, wird dies Zugeständnis aber nicht mal begreifen und sein Instinkt leitet ihn dabei kaum irre. Denn das reine Künstlertum, die feilende ausreifende Vollendung im Kleinen, liegt dem Dichter höchsten Ranges ganz fern, gerade er aber erreicht eine andere Kunst, wie kein sinniger Schwelger im Schönen sie je erreicht, unwillkürlich auf dem Anstieg der Leidenschaft. Einen beflügelten Sänger einen „Künstler" schimpfen kann nur tiefe Verkennung des Wesens und der Aufgabe eines Dichterdenkertums, das nicht harmonische Melodien und Farben, sondern Visionen von Größe und Macht der Menschenseele hervorzaubern will. Deshalb entspringen obige abfällige Vergleiche nicht nur trostloser Einseitigkeit, sondern unheilbarer Kleingeistigkeit. Burns ist der Shakespeare des Liedes, aber auch nur des

Liedes, Wordsworth bleibt ein sinniger Botaniker von Wald- und Wiesengefühlen, Tennyson ein Goldschmiedziseleur, dessen feinpoliertes Kunsthandwerk stets die saubere Oelung seines Ateliergeräts verrät, Shelley bleibt trotz seiner orphischen Weihe in blutloser Allegorie stecken. Byron aber, so stolz er über der Natur steht, wirkt trotzdem mit der Gewalt ursprünglicher Natur, sich selbst Gesetz. Seine elementare Leidenschaft und der beispiellose Umfang seines Gedanklichen werden selbst ein Naturelement.

Ihn erhebt seine Gestaltungsgabe, innerhalb der ihm eigenen Gattung dieser halbsubjektiven Gestaltung, himmelhoch über bloße Lyrik. Ein vulkanischer Boden verarbeitet sich in sich selbst mit steten Veränderungen und Byrons verwandlungsfähige Beweglichkeit („mobility" hieß dafür sein selbstgefundenes Wort) schuf sich eine eigene Vortragsform. Dabei waltet aber ein inneres System. Wie „Lara" und in anderm Sinne die einheitlich edle Stimmung des „Gefangenen von Chillon" eine Vorstudie zum „Manfred", so „Beppo", „Bronzezeitalter", Vision des Gerichts" und in anderm Sinne „Mazeppa", „Die Insel" Vorstudien zum „Don Juan", dessen tieferen Gehalt auch „Sardanapal" vorbereitet. „Tassos Klage", „Dantes Prophezeiung", „Ode an Venedig" bereiten die venezianischen Dramen vor. Auch hier tritt Reinpersönliches im venezianischen Domino auf, Falieri verbindet sich mit den Plebejern, ohne doch Ahnenstolz auf vornehme Geburt unterdrücken zu können, das Weh des Exils in den Foscari erinnert daran, daß der Lord noch im „Don Juan" seines Stammschlosses gedenkt. Er selbst war jetzt ein Nobile jener „Feenstadt des Herzens", „die er von Kind an liebte" (Ch. Harold) geworden, deren Adelsoligarchie so sehr der britischen glich. Karbonaro Byron spricht von Falieris Schafott zu seinen Bundesbrüdern. In assyrischer Maske lebt Lord Sardanapal in einem Weltgeschichtskonflikt Persönliches aus, Myrrha ist Therese Guiccioli, wie sie auch in Mazeppas Therese und

ihrem eifersüchtigen Gatten vorschwebt, und prophetische Ahnung hat dem Helden von Missolunghi die Feder geführt: Er (Sardanapal) „verdient ein Griechengrab als Monument“.

Wo er einmal auf Christus zu sprechen kommt (Don Juan XV, 18), fügt er hinzu: „Wenn je Gott Mensch oder Mensch Gott war“. Dieser Gottmensch ist der Uebermensch, nicht die Nietzschesche blonde Bestie. Der Lord klagt mit Kain: „Nie mehr, nie mehr, o nimmermehr, mein Herz, kannst du hinfür mir Welt und Weltall sein“ (D. J. I), doch er fühlt mit Lucifer: „Mein Altar sind Berg, Meer und Firmament, alles was von dem Allsein ausgegangen, das uns erschuf und soll zurückempfangen“, „Wer hören mag, Musik ist überall, das All ist nur der Sphären Widerhall“. Und wenn er singt: „Denn die beherrscht sind vom Unmittelbaren, das sind gewiß in Wort und Tat die Wahren“ (D. J. XVI, 97), so erkennen wir im Berserkern temperamentvoller Angriffslust eine urgermanische Heldenleidenschaft, die entschlossen sich allem widersetzt, was nach Zwang und Verlogenheit aussieht. Im Bewußtsein seiner Größe gibt er sich ganz, wühlt den ganzen Orkan seines Innern auf, eine Welt für sich, geradeso groß wie die objektive Shakespearische Außenwelt. Doch selbst Goethe gestand, daß ihm die Aufgabe zu groß erscheine, alle Tiefen Byrons auszuschöpfen: „Je tiefer man in das Werk eines solchen Geistes eindringt, desto mehr empfindet man, wie schwer es sei, es in sich selbst, geschweige für andere zu reproduzieren ... Denn was soll man von einem Erdgeborenen sagen, dessen Verdienste durch Betrachtung und Wort nicht zu erschöpfen sind?“ So blicken wir denn mit unserm allzu menschlichen deutschen Vollmenschen zum Uebermenschen Euphorion auf, wie Goethe ihn als Sohn der Antike und des Faustdrangs auffaßte: „*Nicht allein, wo du auch weilest, denn wir glauben dich zu kennen*“. Vor seinem Prometheuswillen zittern die Blitze in Jupiters Hand, Lu-

cifer donnert gegen Jehova, wie Byron gegen die heilige Allianz irdischer Zaunkönige. Er rechtet mit den Gewalten, die über uns im Dunkel herrschen: warum werde ich in Schuld verstrickt, fällt sie nicht auf euch zurück? „Ich bin nicht ohne Schuld, doch seid ihr schuldlos?" (Falieri.) Wie aber steht es mit dieser deterministisch bestimmten Schuld im verfeinerten Zartgefühl eines so edlen Ichs, das sich in jedem Leidenden wiedererkannte? Wenn wir Wahrhaftigkeit als unveränderlichen Grundzug seines Dichtens erkennen, werden wir dann das starke Schuldbewußtsein, das mit elementarer Gewissenssprache aus so mancher machtvollen Beschwörung fiebert, das ohne jede moralische Farbenblindheit sich mit keiner Selbsttäuschung abfindet, nur als leeren Wahn und poetische Pose auffassen dürfen? Wenn er nicht wie Nietzsche das schlechte Gewissen als selbstzerfleischende Schwäche auffaßt, sondern die Dinge fürchtbar ernst und schwer nimmt, so fragen wir: welche Dinge? Hat wirklich ein besonderes Unglück ihn zum Priester des Leids geweiht? Diese alte Frage werden wir nun beantworten, das Geheimnis seines Lebens aufdecken.

Byrons Lebensgeheimnis



In einer neuen sorgfältigen Byronausgabe von Henley (London, Heinemann) wird beklagt, daß England seinem größten modernen Dichter gleichgültige Vernachlässigung angedeihen lasse und daß hierfür hauptsächlich konventionelle Verpönung seiner angeblichen Immoralität entscheide. In der Tat erinnern wir uns, 1877 in London anläßlich damaliger Byronausstellung für ein mittelmäßiges Denkmal (1880 enthüllt) einer reizenden Wortspiel-Persiflage im „Punch". Im Londoner Gemeinderat ruft eine Stimme: „Sprecht mir nicht von eurem unmoralischen (immoral) Byron!" Andere Stimme: „Unsterblichen (immortal)!" „O das ist g a n z d a s s e l b e!" Hier ist nicht der Ort, eingehend Byrons grundedlen Charakter, in dem von Anfang an eine Verneinung des Ichwillens, der sich nur als Prophet des Weltleids bejahte, der Willensbosheit des sinnlichen Lebens entgegenarbeitete, von albernen Fälschungen und Verdrehungen reinzuwaschen. Selbst deutsche Biographen wie Elze leisteten Großes darin, die nun mal unbestreitbare unerschöpfliche Mitleidgüte dieses wahren Uebermenschen durch Verdächtigungen seiner durch und durch vornehmen Gesinnung abzuschwächen und die falschesten bestochenen Zeugen lieber vertrauensvoll anzuhören, als die viel zahlreicheren Zeugen und dokumentären Beweise des Gegenteils. Byrons bittere Hoffnung „Mir wird erst Gerechtigkeit widerfahren, wenn meine Hand so kalt wie die Herzen meiner Verleumder" ging nicht mal in Erfüllung. Wenn ein klassischer Zeuge wie Shelley den Spruch hinterließ: „Nun ist Byron geworden, wozu ihn die Natur bestimmte, ein wahrhaft tugendhafter Mann", so wird dies

überhört. Aber wenn mal jemand in übler Laune aus oberflächlichster Autopsie das Wort fallen ließ: „C'est du génie mal logé" — es war Stendhal, nicht Scott, dem unser gründlicher Elze es zuschrieb —, dann hat dies abschließenden Wert. Obendrein ergibt der Zusammenhang bei Stendhal einen wesentlich anderen Sinn und er blieb trotzdem Byrons warmer Bewunderer, Scott vollends ihm derart zugetan, daß er behauptete, eine Vision Byrons nach dessen Tode deutlich erlebt zu haben. Wenn Byron einen anmaßenden Tatmenschen wie Trelawney*) keiner Unterhaltung von spirituellem Glanze würdigte, wenn er eine Salondame wie Lady Blessington, die ihm sein Innerstes abfragen wollte, durch geistvolle Zynismen zum besten hielt, so wissen wir damit natürlich, daß der große Mann im Leben „vornehmes Salongeschwätz" pflegte! Daß Shelley (siehe früher Stendhals Bemerkung darüber) Byrons persönliche Gespräche einfach berauschend („Julian und Maddolo") nennt, dies Zeugnis eines halbwegs Ebenbürtigen, dem Byron sich erschloß, hat kein Gewicht. Ein Dutzendliterat Leigh Hunt entwirft ein Zerrbild, das Moore treffend auspeitschte:

„Wir werden uns nächste Woche erfreu'n
An Reminiszenzen, merkwürdig genug,
Die über einen großmächtigen Leu'n
Ein niedlicher Kläffer zusammentrug.
Wenn's auch ein schäbiger Köter, schau',
Sein Gemüt ist aristokratisch gestimmt.
Und wenig Hunde wissen genau,

*) Dessen Wahrheitsliebe obendrein englischerseits als sehr fragwürdig erwiesen wurde, wozu auch sein sonst prächtiges Buch „Abenteuer eines Jüngeren Sohnes" (vergl. meine Englische Literaturgeschichte) begründeten Anlaß gibt. Auch dem neidischen Galt darf man nicht blindlings trauen, obschon er gerecht zu sein strebt. Seine verletzte Eitelkeit, so liebenswürdig Byron gegen ihn verfuhr, führt ihm meist die Feder.

Wie ein Leu sich unter — Freunden benimmt.
Wie solch Tier sich bewegt, wie es trinkt, wie es frißt,
Hat all dieser ärmliche Schwätzer notiert.
Und daß der Leu so Großes nicht ist,
Denkt Hundchen, nun sind wir doch informiert.
Er brüllte zwar hübsch, klein Hundelchen sagt,
Doch war's all nur geborgt, Gebrüll zweiter Hand.
Und sein Wauwauchen ihm besser behagt,
Als der donnerndste Ton, den der Löwe versandt.
Für einen Zyniker wahrlich ein Spaß,
Zu sehn solch schäbiges Hausgetier
An den Herrn der Wälder legen sein Maß,
Aburteln die Leu'n nach Hundemanier.
Ja, fett wie er ist durch Bissen allein
Vom Tische des Löwen an jedem Tag,
Hebt er über des Großen Kadaver sein Bein
Und tut, was solch kleiner Köter vermag.
Doch das Buch ein gut Exempel mich deucht,
Was einem nobelen Löwen droht,
Wenn er aus seiner Küche die Hunde nicht scheucht,
Die er füttert und die ihn begeifern im Tod."*)

*) Zwar nennt Moore irrig Byron, der den Zudringlichen abschüttelte, Hunts Wohltäter, doch selbst Galt gibt Hunts pekuniäre Verpflichtung zu. Galt liefert beiläufig Beschreibung einer Sturmfahrt in Byrons Jacht, wobei dieser wie stets durch Furchtlosigkeit glänzt, Shelley aber eine kläglich feige Rolle spielt. Nun, soll man etwa daraufhin Trelawneys liebevolle Shelleyzeugnisse ablehnen? Nein, doch weil der eitle gallige Raunzer ja auch Frau Shelley beschimpfte und später seine Shelley-Lobpreisung recht einschränkte, darf man auch seine abfällige Byron-Benörgelung nicht ernst nehmen. Köstlich klatscht auch Lady Blessington über Byrons kleinlichen Aerger, daß ein obskurer Stümper ihm seine Gedichte widmete: Georg Soundso „seinem Georg Byron". Der Mensch habe ihm doch wenigstens seinen Titel lassen sollen! Ach, den wahren Grund stolzer Entrüstung, daß nämlich eine Null einen Großen als ihresgleichen anredet, zu äußern verbot der gute Ton. Nicht der Lord, der Dichter war beleidigt. Doch so begreift alles über Byrons angeblichen Lordshochmut Aufgetischte, wer den rechten Sehwinkel hat.

Aber ein Elze und überhaupt der Chorus seiner sogenannten Biographen klatschen teilnehmend Bravo zu jedem Klatsch. Umgekehrt hat aber Moores Biographie eine richtige Auffassung schon in den Quellen verfälscht, indem er meisterhaft verstand, von Byron als einem „durch und durch englischen" urgemütlichen Knaben allen romantischen Schmelz abzustreifen. Nun hat zwar Charles Nodier recht, daß poetische Naturen auch Geringfügiges an- und aufrege, aber Byron als sublimer Geck, der über eingebildeten Leiden brütet, ist ein Wahngebild, das alles Unheimliche treuherzig zu beseitigen sucht, dabei ihn aber als sentimental-verlogen malt. „Man gibt sich am liebsten für das aus, was man nicht ist", sagte einst der bekannte Diplomat Sir W. Temple, und Byron als eraltierten Narren auszugeben untergräbt zugleich den Glauben an die Wahrhaftigkeit seiner Poesie. Aber nur willkürliches Spielen mit unaufgeklärten Tatsachen, Beiseiteschieben und Vertuschen, brachte die unhaltbare Karrikatur Byrons als eines Weltschmerzkomödianten, der den sterbenden Fechter spielt, zustande. Vorurteilslose Untersuchung zeigt ihn vielmehr als eine im Grunde menschlich schlichte und einfache Gestalt, etwa wie Friedrich den Großen und den alten Inderkönig Asoka und neben diesen erscheint er unter allen Genialen, deren Privatleben wir kennen, als der Reinste und wenigst Selbstsüchtige, deshalb natürlich auch am ärgsten Geschmähte und Verleumdete. Ueber Mussets stolzes Fühlen „Ein armer unbekannter Poet ist mehr wert als alle Gesetzgeber der Welt" zuckt freilich die moderne Philisterwelt ihre werten Achseln und ihrem wissenschaftlichen Ammenmärchen vom Pathologischen jedes Genies — als ob der Normalleisten der Mittelmäßigkeit je eine Genie-Elle abgeben könnte! — wird Byron als hochgradiger Hysteriker oder Neurastheniker plausibel. Während aber heutige Biographen bevormundend für mildernde Umstände des reuigen Angeklagten bezüglich seines schwankenden „unmännlichen" (!) Charakters plädieren und gerade in

der Ehescheidungssache ein herablassendes Wohlwollen zu Byrons Gunsten bewahren, müssen wir leider die heut gang und gäbe psychologische Aufhellung dieses angeblich offenen Geheimnisses erbärmlich zurichten.

Goethe sprach Euphorion-Byron zu: „Liebesglut der besten Frauen". Die gute Guiccioli versichert in ihren Byronmemoiren, daß er ein leibhaftiger Erzengel mit rosa Flügeln war, und das Kapitel „Seine Fehler" weist nach, daß er überhaupt keine hatte außer einer übertriebenen krankhaften — Bescheidenheit und bis zur Schwäche gehenden Menschenfreundlichkeit! Sie kannte ihn ja gut, doch sollte Lady Byron ihn minder gut gekannt haben? Nun hat sich zwar der Wahn eingebürgert, nachdem sie früheren Skandalskribllern als unterdrückte harmlose Unschuld und armes Gänschen galt, sie sei eine nur dem Schein lebende Heuchlerin gewesen, die aus teuflischer Bosheit mutwillig sein Leben zerstörte; mit Monomanie oder — wie neuerdings Professor H. Conrad in einer ebenso geistreichen wie grundfalschen Studie annimmt — rachsüchtigem Größenwahn behaftet. Englischerseits hieß es schon: „Er wollte ein unmögliches Ungeheuer sein (?!), sie eine unmögliche Heilige. Seine Manie zerstörte sein eigenes Glück, die ihre das Glück ihrer Familie. Wessen Wahnsinn war gefährlicher?" Lauter Tratsch! Wer von den Zeitgenossen sagt denn, sie habe sich als perfekte Heilige aufgespielt? Sie war im Gegenteil eine liebenswürdige, würdevolle, auffallend kluge und hochgebildete Dame, eine echt englische Lady, nicht mal übermäßig rigoros in religiösen und moralischen Ansichten. Und die alberne Mythe, er sei le fanfaron de ses vices gewesen, richtet sich selbst durch die Tatsache, daß er selbst stets das Gegenteil bekundete und sich davor verwahrte, seine Poesiegestalten mit seinem Privatleben zu verwechseln.

Seine Liaisons 1813—15 mit exaltierten „Löwinnen", seine kurze Haremswirtschaft in Venedig 1817, kümmern uns hier ebenso wenig, wie seine sechsjährige freie Ehe mit der

Komtesse Guiccioli. Wir beschränken uns auf die Feststellung, daß Byron von sich aussagen durfte, er habe noch nie ein Mädchen verführt, und daß er, so arg ihn das in den Augen modernster Uebermenschen herabsetzen mag, nichts weniger als ein Don Juan gewesen ist. Den Frauen aus dem Wege gehen, war die einzige Methode, mit der er sich retten konnte, da sich ihm Tugend- und Lasterhafte mit dem gleichen Hypnotisierungsschrei an den Hals warfen: „Dies bleiche Gesicht ist mein Schicksal!" Aber ihm selbst behagte dieser Weihrauch nur mäßig und er gab höflich zu verstehen: Bitte, ihr seid nicht das meine! Mit Ausnahme jener ganz kurzen, nur aus Trotz sich abgerungenen Ausschweifungen in Venedig neigte sein Naturell durchaus zur Monogamie. Zwar beliebte es der Welt, die erdichtete Wüstlingschaft des „Childe Harold", welche der junge Dichter in den Einleitungsversen erwähnt, ihm selber zuzuschieben. Der Byronforscher hingegen weiß genau, daß das angeblich so vielseitige Liebesleben des Jünglings nur auf eine einzige „heftige Leidenschaft" einschrumpft, ein dreijähriges Verhältnis vor seiner Haroldfahrt mit einem Mädchen, das ihn oft in Männerkleidung begleitete, und die er als „jüngeren Bruder" ausgab wegen ihrer frappanten Aehnlichkeit. Hierauf bezieht sich der verkleidete Page im „Lara" und die Schwester Astarte im „Manfred", die Anlaß zu solcher Mißdeutung gab: „Sie glich von Antlitz mir, von Haar, von Auge, in allem selbst bis zu der Stimme Ton war sie mir ähnlich, wie man sagte." Dies deckt sich also völlig mit der oben angeführten Tatsache, nur daß hier aus einem angeblichen jüngeren Bruder eine wirkliche Schwester wird, so daß ahnungslose Outsider hier die Inzestfabel förmlich mit Händen griffen. So beruht ja oft im Leben der Anschein nur auf kritiklos ungenügender Nachforschung und es blieb uns überlassen, die gleichfalls mit Händen zu greifende Wahrheit aufzudecken.

Wem glich die gute Schwester Auguste? Ach, sie glich ihrem Bruder weder äußerlich noch innerlich, weder Adler noch Schwan, eine biedere häusliche Henne. Auch paßt wahrlich nicht auf sie das Los Astartes: „Sie liebt' ich und zerstört' ich .. mit dem Herzen, das das ihre brach." Niemand aber bestritt je, daß Manfreds Reueschrei: „Mein Weh soll eine Zunge finden" hier mehr denn je eine persönliche Beichte des Dichters bedeutet. Und siehe da, während des Scheidungsskandals schreibt er: „Könnte mein Herz brechen, dann wär' es in früheren Zeiten geschehen" und: „Vergangenes hat mich entnervt". Nun, wir werden sehen, daß sich für solch unheimlichen Hinweis nur eine Deutung finden läßt, daß die mit dem sogenannten jüngeren Bruder identische Astarte noch andern Dichtungsnamen Thyrza führte. Wenn aber die Erinnerung des Selbstverbannten und Geächteten, über seinen zertrümmerten Penaten brütend und gleichsam mit dem Leben abschließend, ausschließlich zu jener Astarte zurückschweifte, dann muß sie wohl bestimmend im Vordergrund seiner Vergangenheit gestanden haben. Wenn man irrig die Geschwistertragödie buchstäblich nahm, mindestens als dichterischen Niederschlag der kursierenden Verleumdung, in die Byrons Phantasie sich trotzig eingewühlt habe, so hat vielmehr die Krise seines Schicksals, in welcher sich der Uebermensch in ihm emporrang, ihn an jene Cambridgezeit erinnert, die er selbst einmal „die romantischste seines Lebens" nannte. Doch dieser Wink scheint für alle bisherigen Biographen in den Wind gesprochen, weil das Wesen, das ihm so „heftige Leidenschaft" einflößte, wie vom Abgrund verschlungen blieb, Namen und Ende unbekannt. Aber Byron wußte, was er meinte; Manfred sei weder von Goethe noch Marlowe angeregt, sondern von den Alpen und „etwas anderem". Wie man Moores Täuschungsversuch, „Thyrza" für eine Phantasiegestalt auszugeben, unwiderleglich zerstören kann, so schöpfen Man-

freds Ausbrüche von Leid und Reue wie immer bei Byron aus unmittelbarstem Erlebnis.

Gegen Erraten und Entdecken der Wahrheit verschwor sich aber alles. Ein unheimliches Verhängnis wollte, daß seine Freunde jener Cambridgezeit, die sich sofort erinnert haben würden, schon als der weibliche Page in „Lara" seine Aufwartung machte, sämtlich 1811 plötzlich (Ertrinken, Fieber usw.) weggerafft wurden — d. h. im gleichen Jahre, wo die mysteriöse Thyrza angeblich starb. Diese Freunde wären vielleicht klassische Zeugen gewesen, am Ende gar „Zeugen" im formalen buchstäblichen Sinne!

Der Amerikaner Jeaffreson hat die Guiccioli ihres romantischen Nimbus entkleidet und es läßt sich nicht leugnen, daß Byron zuletzt der ungebildeten Italienerin überdrüssig wurde, deren Zuneigung keineswegs selbstischen Beigeschmacks entbehrte. Immerhin muß man staunen, daß ihre „Erinnerungen an Byron", wenn sie diese selber schrieb, manches Gute enthalten und selbst ihre epochemachende anthropologische Entdeckung seiner absoluten Engelhaftigkeit die Tiefe der Liebe widerspiegelt, die er einflößte. Aber umgekehrt ist Lady Byrons Bild und sein Verhältnis zu ihr derart gefälscht worden, daß man sie als bigotte Prüde für unfähig ausgibt, einem Byron seelisch nahe gestanden zu haben. Dies ist nun ganz verkehrt, wie uns aus besonderer eigener Kenntnis klar geworden. Sie war eine ungewöhnliche, fast bedeutende Frau. Das alberne Märchen, sie habe am Hochzeitsabend gefragt, wann er die schlechte Gewohnheit des Verseschmierens aufgeben werde, hat man ihr geradezu unverschämt angedichtet. Noch Elze vertritt diesen lächerlichen Irrtum. Miß Milbank war sogar die Patroneß armer Poeten gewesen, worüber sich Byron, als er sie noch nicht kannte, in „Engl. Barden und Schott. Rezens." mokierte. Er selbst sagte ihr einmal: „Bell, du könntest eine Dichterin sein, wenn du nur wolltest," besprach mit ihr seine literarischen Pläne. „Belagerung von Korinth", „Parisina" kopierte sie

eigenhändig für den Druck, was nicht nur gutwillige Aufopferung, sondern auch lebhaftes literarisches Interesse bekundet. Unverbürgtes Gerücht lief sogar um, sie habe an den „Hebräischen Melodien“ mitgearbeitet. Später mit ebenso ungerechten Entstellungen bedeckt zu werden wie ihr Gemahl, erst mit förmlichem Nationaldank in Schutz genommen, dann erbärmlich mißhandelt zu werden, das war für sie Ironie und Strafe des Schicksals. Scott wundert sich, wie zwei so ausgezeichnete Menschen in Unfrieden verfallen konnten. Wenn Gervinus meint, sie sei von hingebend anhänglicher Natur gewesen, geht er freilich wohl zu weit. Einiges Verschrobene, Launenhafte eines verzogenen einzigen Kindes haftete ihr an. Doch selbst entschiedene Feinde gestehen, daß ihre ersten Impulse stets warm, gut und edel gewesen seien, erst später habe sich kaltes Mißtrauen eingestellt. Wer soll sich darüber wundern, daß sich in der älteren Lady Byron solche häßlichen Symptome zeigten nach so trüber Erfahrung! Selbst ihre Nebenbuhlerin Lady Lamb gesteht ihr im Pamphlet „Glenarvon“, wo sie ihre verschmähte Leidenschaft an Byron rächt, einen „hohen edlen Charakter“ zu, ein großmütiges Herz und warmes Gefühl. Howitt schreibt: „Ich bin überzeugt, daß Lady Byron von ehrenhaftesten und gewissenhaftesten Absichten war.“ Nach ihrer Scheidung widmete sie sich in strenger Zurückgezogenheit großartiger Armenpflege, schon als Mädchen ostentativ wohltätig, stets großmütiger Regungen fähig. Wenn also weder Mangel an Verständnis, noch Mangel an Gefühl das Zerwürfnis mit ihrem Gatten verursachten, muß unstreitig andere zwingende Nötigung zur Scheidung vorgelegen haben. Daß ihr ruhiger Verstand grundlos Skandal heraufbeschwor aus frivoler Sensationslust, um als Märtyrerin gestempelt und mit Heiligenschein umwoben zu werden, ist rein aberwitzige Hypothese. Solch zweifelhafte Berühmtheit konnte sie weder reizen, noch ihr anfangs vorschweben, wo sie wahrlich nicht sicher war, ob die Welt ihre

Partei nehmen würde. Ihr Porträt, das wir einst bei ihrem nächsten überlebenden Verwandten sahen, zeichnet sich durch feine zarte Züge aus, ihr vornehmer und angenehmer Ausdruck straft völlig die Wahngebilde Lügen, die sich Unkundige heut von ihr entwerfen.

Auch darin geht man fehl, es sei Konvenienzheirat gewesen. Um so mehr stellt es sich als Neigungsehe heraus, als sie ihm zuerst einen Korb gab, seinen Charakter fürchtend, er aber nicht nachließ und die verwöhnte Vielumworbene ihn dann richtig wählte. Ihm stand genug andere Wahl frei, seine Freunde wollten ihn einer irischen Erbin verbinden und waren alle gegen Miß Milbank eingenommen, die ein selbstbewußter Blaustrumpf sei. Lady Adelaide Forbes, eine Schönheit, die auf seinen Antrag wartete, blieb unvermählt. Annabella Milbank allein zog ihn an, mit der er auch nach erster Ablehnung seines Antrags in literarischer Korrespondenz blieb. Im Tagebuch gesteht er, er sei auf bestem Wege, sich in sie zu verlieben, in Briefen aus den Flitterwochen spricht er von seiner Verliebtheit. Schon deshalb darf man ihm nicht seine sonst unpassende Aufdringlichkeit verübeln, daß er noch zuletzt aus Italien, nachdem er sie in zorniger Aufwallung gegeißelt, Annäherung versuchte. Dazu hätte er sich nie herabgelassen, wenn er nicht tiefe Hochschätzung für sie bewahrt hätte. Seine Sehnsucht nach germanischer Häuslichkeit befriedigte sie in der kurzen Zeit ihrer Ehe. Er erklärt, nie habe er etwas Gutherzigeres und Angenehmeres gesehen, als ihr Benehmen! Seine Ungeduld über Konventionelles entschuldigte sie mit Sanftmut und Milde. Allerdings spricht sie in ihrem Tagebuch, in das uns einst in London kurzer Einblick vergönnt wurde, offen aus, daß der edle Kern in ihm wieder geweckt, er zur Tugend zurückgeführt werden müsse, und sie nahm ihn wohl, um ihn zu bessern. Aber damals hegte sie natürlich falsche Vorstellung aus der Ferne, und überzeugte sich bald, daß der angeblich ruchlose Gatte nur „der schwermütigste Mensch“ sei, wie sie ihm ins

Gesicht sagte, von seiner äußeren Heiterkeit unbeirrt. Doch warum so schwermütig? Da lag der Punkt. Gar nicht orthodox, sondern aufgeklärt und vorurteilslos, wie er selbst gesteht, belästigte sie ihn durchaus nicht mit zahlungsfähiger Moral, beklagte sich nie oder geriet in Aerger. Wenn sie sich gleichsam als sein Gewissen betrachtete, so langweilte sie ihn doch nie mit frommer Salbung. All das hat er selbst zugegeben. Anderseits bezeugte seine Dienerschaft, er habe sich stets rücksichtsvoll und zärtlich gegen Mylady benommen und sie hätten nie einen Zank gehört. (Byron blieb stets ein großer Mann auch für seinen Kammerdiener; Fletcher und der treue Gondolier Tita vergossen heiße Tränen an seinem Grabe.) Alle Klagepunkte wegen Geistesstörung mußten ohnehin als Vorwände erscheinen, von einer Hochgebildeten wie Lady Byron wird wohl niemand Staunen erwarten, daß Byron mal von Kean im Theater zu Tränen gerührt wurde, und doch figuriert dies unter den Begründungen! Was zwang diese Frau, sich von diesem Mann zu trennen, obschon beide stolzen Menschen sich keineswegs zu lieben aufhörten? Worin bestand seine Schuld? Und wenn sie vorlag, warum verzieh sie nicht dem Manne, den sie liebte, was immer er verbrach? Denn daß auch sie selber bitter leiden würde, konnte sie voraussehen. Sie hat, obschon ein hohes Alter erreichend und bei Byrons Tod noch eine junge Frau, nie wieder geheiratet, als keusche Witwe in großartiger Wohltätigkeit ihr Duldertum vergessend und die oberflächliche Verleumderwut ertragend, die sich, früher an Byron gesättigt, nun mit gleicher Beweislosigkeit gegen ihren angeblichen Tugend- und boshaften Größenwahn kehrte und sie der Monomanie bezichtigte*). Wie fern ihr jede Konventionalität, lehrt zur Genüge, daß sie an dem heikeln Motiv der „Parisina", das ihr Byron in die Feder

*) Vergl. noch einen überaus glänzend geschriebenen Aufsatz von Professor Conrad in den „Preußischen Jahrbüchern". Dem wirklich Wissenden erregen solche Bajazzosprünge teils Entrüstung, teils Heiterkeit.

diktierte, keinen Anstoß nahm. Wenn Byron später ihren Charakter geradezu ideal malte, so liegen genug psychologische Beweise für gegenseitige Liebe vor und er schrieb sein „Fahrewohl und wenn für immer“ unter strömenden Tränen. Und sie? Selbst die Beecher-Stowe redet pathetisch von der „Verklärung“ der Sterbenden, die mit dem „göttlichen Genius“ ihres Gatten wiedervereint zu werden hoffte. Lange den Glorreichen überlebend, dessen unsterblichen Namen sie trug, hat sie ihre vernichtete Existenz mit einer gewissen tragischen Würde getragen, verwitwet für immer, nachdem die Todeskunde aus Missolunghi, wo i h r Name auf den Lippen des fernen Sterbenden schwebte, sicher kein Herz so unheilbar durchbohrte als das ihre.

Belastet sie wirklich der Vorwurf schnöder Unredlichkeit in ihrem Verhalten gegen Byrons Stiefschwester Mrs. Leigh, indem sie dem Andenken ihres Gatten das Brandmal des Inzests angeblich aufdrückte, trotzdem sie bis an ihren Tod mit ihrer Schwägerin eng befreundet blieb? Sie hat der amerikanischen Sensationsmacherin Harriet Beecher-Stowe angeblich schon 1856 im Vertrauen diese Schaudergeschichte erzählt, die nach Lady Byrons 1860 erfolgtem Tode 1869 den angeblichen Inzest derartig in alle Winde trompetete, daß die englische Moralheuchelei eine bequeme Handhabe fand. Eine komische Bestrafung seiner Mystifikationsgelüste, daß Byron, der sich mit dem fragwürdigen Nimbus erdichteter Ausschweifungen umgab, gerade dort von tödlicher Verleumdung betroffen wurde, wo sein Fühlen am fleckenlosesten! Die Liebe beider Stiefgeschwister beruhte auf innigster Jugendfreundschaft und gegenseitiger Dankbarkeit. Nichts anders mischte sich ein. Augusta, Mutter von sieben Kindern, wäre die letzte, der man überhaupt solche freigeistige Naturwidrigkeit zumuten könnte. Und wer die tiefe Wahrhaftigkeit der Byronschen Poesie erkennt, der weiß von vornherein, daß schlechterdings nicht jene zarten und edlen Gedichte an seine Schwester, die erst lange nach

dem Tode Byrons veröffentlicht wurden und in denen er deutlich auf jene schändliche Mißdeutung anspielt, einem schuldbewußten Gemüte entspringen konnten. Es verträgt sich nicht mit unserer Aufgabe, die schmutzige Kontroverse von Lovelaces „Astarte" hier nochmals aufzunehmen. Nur so viel möchten wir mitteilen, daß zwar jenes namenlose Gerücht offenbar schon in der Schweiz zu Byrons Ohren drang, daß aber nie bei Lady Byrons Lebzeiten offiziell damit hervorgetreten wurde, und daher Byrons Beteuerung korrekt war, er wisse absolut nicht, welche geheimen Gründe seine Gattin und ihre Sachwalter bestimmt hätten, die Trennung für unvermeidlich zu halten. Da auch Lady Byrons hinterlassene Papiere nie veröffentlicht wurden, so stützt man sich lediglich auf das Gesalbader der Beecher-Stowe, wofür ja jedes andere Bestätigungszeugnis fehlt. Es haben sofort die Verwandten Lady Byrons, insbesondere der Enkel Lord Wentworth, öffentlich erklärt, diese angebliche Mitteilung Lady Byrons sei nicht authentisch, und entspreche ihr Inhalt jedenfalls nicht der Wahrheit. Später hat dann noch der Sachwalter Lady Byrons, Dr. Lushington, auf dem Totenbette versichert, daß die geheimen Gründe, die ihm Lady Byron zuletzt nach langem Zögern angab, und nach deren Kenntnisnahme er seine anfängliche Mahnung zur Versöhnung für alle Zeit zurücknahm, ja den gegnerischen Kollegen veranlaßte, Byrons juristische Vertretung aufzugeben — man bemerke diese in der Geschichte der Rechtsanwälte wohl seltene Tatsache! —, nichts mit dem angeblichen „Inzest" zu schaffen hatten.

Hat nun die Beecher-Stowe wissentlich gelogen? Wir mögen dies von der frommen Muckerin nicht glauben, obschon ihr eigener Bruder, der gefeierte Kanzelredner Beecher, später als infamer Heuchler und Lügner entlarvt wurde und obschon bekanntlich ein gottwohlgefälliger Zweck wider Ketzer Byron jedes Mittel heiligt. Daß ihre Skandalge-

schichte an gröbsten inneren Widersprüchen krankt, wurde sofort nachgewiesen. Daß aber in England damals die ernste Kritik das ganze Märchen aus einer Art monomanischer Geistesstörung Lady Byrons erklärte, scheint uns nur halb wahr, zumal man ja dabei immer zur Basis nimmt, die Ehescheidung sei wirklich wegen diesem monomanischen Argwohn der Lady erfolgt. Wir schließen allerdings nicht aus, daß sie die voreingenommenen Fragen der Interviewerin ausweichend beantwortete und noch durch halbe dunkle Andeutungen bestärkte. Hierzu muß man ihren eigentümlichen Charakter berücksichtigen, wie er aus vielen gedruckten einwandsfreien Zeugnissen sich ergibt. Die angeblich ihrem Gatten so unähnliche Lady, wie er ein verzogenes einziges Kind, besaß nämlich zu ihm erstaunliche Geistesverwandtschaft. Großmütig, nobel, allem Gemeinen abhold, eine durch und durch vornehme und idealistische Natur, selbst ein halber Blaustrumpf und voll poetischen Gefühls — aller anderslautender Klatsch ist öder Schnickschnack — neigte sie später zu krankhafter Launenhaftigkeit und jähem, pathologisch anmutendem, Mißtrauen selbst gegen ihre Vertrautesten, die sie sonst mit Wohltaten überhäufte. Aus der Geschwisterliebe im „Manfred" und der Geschwisterehe im „Kain" sog sie möglichenfalls in dumpfem Brüten solches Gift und erlag vielleicht der Suggestion des allgemeinen Klatschgerüchts, das man übrigens, wie die Welt nun einmal ist, wohl verzeihen kann. Denn man hatte beide Gatten miteinander glücklich gesehen, man erfuhr, daß die plötzliche Trennung einen geheimnisvollen Grund habe, und da verfiel man gleich auf das Ungeheuerlichste. Wenn aber die wenigen Wissenden diese Verleumdung sich verbreiten ließen und auch nach Byrons Tode schwiegen, trotzdem sie unablässig zur Offenheit ermahnt wurden und etwas Schlimmeres als der Inzest nach englischen Begriffen überhaupt nicht möglich war, so wird in Unbefangenen wohl oder übel der Verdacht erwachen, daß jenes wahre Geheimnis vielleicht Lady Byron sel-

der oder ihren Nachkommen schädlich sei. Es begriffe sich also ihr posthumer Racheakt gegen ihren Gatten sehr gut. Da sie ihn tatsächlich in einer andern Beziehung schuldig wußte, die sie nicht verraten durfte, warum sollte er nicht möglichenfalls auch ein anderes Verbrechen begangen haben, das die Welt ihm zuschrieb? Doch wahrscheinlich trifft auch dies nicht zu und sie hat sich der zudringlichen Yankeeneugier nur mit unklaren Redensarten entzogen, die diese für Bejahung nahm.

Denn sie hatte bei der Ehescheidung absolut nicht daran gedacht, und den vollen Unsinn der Beschuldigung ermesse man daran, daß sie bis an ihren Tod ihre Verehrung für ihre Schwägerin versicherte. Sie schrieb während der Trennungsklage an letztere: sie müsse zwar auf das Recht verzichten, von ihrer „teuersten Augusta" noch als Schwester betrachtet zu werden, hoffe jedoch, daß dies keinen Unterschied in der Güte machen werde, die sie stets erfuhr. „In diesem Punkte wenigstens bin ich die Wahrheit selbst, wenn ich sage, daß niemand existiert, dessen Umgang mir teurer ist. Diese Gefühle werden sich nie ändern, und es würde mich tief schmerzen, wenn Du sie nicht verständest. Solltest Du mich später verurteilen, so werde ich Dich doch nicht weniger lieben." Das ist doch deutlich. Also Lady Byron selber fürchtet, umgekehrt von Mrs. Leigh verurteilt zu werden, d. h. offenbar wegen ihres hartnäckigen Schweigens über den Scheidungsgrund. Schreibt so eine Anklägerin an eine Schuldbewußte?! „In diesem Punkte wenigstens" sei sie die Wahrheit selbst; „in andern also nicht?" kommentiert der deutsche Biograph Elze. Ganz richtig, aber nicht in dem Sinne, den Elze in das seltsame Selbstbekenntnis hineinträgt. Und wenn sie gleichzeitig an eine Freundin schrieb, die wegen der Inzest-Gerüchte über den Grund der schwebenden Scheidung anfragte: sie beklage dies elende Gerede aufs tiefste, hochachte und liebe ihre Schwägerin und

versichere, daß keiner der Ihrigen solche Verleumdung je sanktioniert oder unterstützt habe, — so legt Elze dies falsch als niedrige Zweideutigkeit aus: „Allem Anscheine nach schoß sie heimlich den Pfeil ab und stellte ihn öffentlich in Abrede." Zwischen den Zeilen sei deutlich zu lesen, daß sie trotzdem in diesem Sinne ihren Rechtsvertreter aufgeklärt habe — warum? weil sie schreibt: „Die Bekanntmachung der wahren Scheidungsgründe würde für mich sehr unpassend sein", und so müsse sie sich in Uebereinstimmung mit juristischem Beirat jeder Aufklärung enthalten. Ist niemand auf den Gedanken verfallen, daß solches Schweigen stets nur im Interesse der schweigenden Partei zu geschehen pflegt, und daß es doch sicher andre zwingende Gründe geben könne, die ein weiteres Zusammenleben unmöglich machten? Aus Schonung für Byron schwieg man doch gewiß nicht, dem man Schlimmeres nicht mehr andichten konnte, so daß die Entdeckung der Wahrheit, selbst eines juristisch strafbaren Tatbestands, seinen Feinden jedenfalls nur schwere Enttäuschung gewesen wäre. Denn schlimmstenfalls hatte er eine Verschuldung aus seiner Vergangenheit übernommen. Naive Leute hielten ja den imaginären „Korsaren" und „Lara" jeder Schandtat fähig, und seine verabschiedete Geliebte Lady Lamb hatte seine Melancholie, die ihn plötzlich selbst nach lustigstem Lebensbehagen zu überfallen pflegte, aus einem begangenen Mord erklären wollen, ein Gewäsch, das bekanntlich Goethe für bare Münze nahm. Nun hätte aber selbst dies unmöglich Lady Byron zu dem ebenso plötzlichen als unerschütterlichen Entschluß bewegen können, den geliebten Mann zu verlassen, für dessen Ungewöhnlichkeit sie volles Verständnis besaß, und der vor allen Dingen der Vater ihres Kindes war. Wenn wir letzteres bedenken, möchten wir sogar behaupten, daß selbst erwiesener Inzest ihre Härte nicht unbedingt motivieren könnte. Denn dieselbe Verstellung, die sie angeblich später gegen Mrs. Leigh betätigte, konnte sie recht gut in der Ehe fortsetzen, da dies un-

sittliche Verhältnis doch jedenfalls nur in der Vergangenheit lag. Daß sie mit Byron sonst in glücklichster Ehe lebte, ist von Byron selber stets betont worden. Dem Amerikaner Ticknor fällt in seinen Memoiren das galante und verliebte Benehmen des verhätschelten jungen Lords gegen seine glückstrahlende Gattin auf, und sie selber bezeugt einmal in einem Briefe, daß er in ihr sein ganzes Glück gesucht habe, dessen er jedoch nicht würdig zu sein behauptete! Eine hochmütige Weltdame scheut aber nichts mehr als den Skandal und nun vollends einen solchen, wo ihr möglichenfalls gegen den gefeierten großen Mann die Welt unrecht geben könnte, wovon zwar anfangs das unberechenbare Gegenteil eintrat, nachher aber with a vengeance die volle Wucht des Odiums sie traf. Daß sie aber die Zukunft ihres einzigen Kindes, nicht nur die eigene, trüben und bemakeln würde, als „geschiedene Frau" in der konventionellen englischen Gesellschaft, mußte ihr der gewöhnlichste common sense sagen.

In der Tat wäre Adah Lady Lovelace nach unverbürgter und nach unsern persönlichen Ermittelungen grundfalscher Sage an diesem Unglücksstern ihrer Geburt, als Kind feindlicher Eltern, seelisch zugrunde gegangen. Wahr bleibt nur daran, daß Byrons Tochter, die wir aus Forsters Dickensbiographie als besondere Bewunderin dieses Romanciers treffen, in die Poesie ihres Vaters sich leidenschaftlich vertiefte, jedoch keineswegs gegen Willen ihrer Mutter, sondern sogar mit deren Anleitung*). Stellen wir solche psychologischen Erwägungen zusammen, so wird wohl niemand zwei-

*) Wie schief alle vorgefaßten Urteile über sie ausfielen, zeigt schon diese rein erfundene Anekdote. Im Gegenteil teilt man uns mit, daß Lady Byron einst mit Vergnügen äußerte: nun sei Adah, die keine Verse lesen wollte, zur Poesie bekehrt. „Durch wen denn?" „Nun natürlich durch Poesien ihres Vaters." Unsre eigne Tragödie „Seine Tochter", geschrieben 1883, worin obige falsche Sage dichterisch verklärt wird, darf man daher beileibe nicht als authentisch in ihrer Fabel betrachten. Unsre Tragödie „Byrons Geheimnis" 1900 gibt dagegen der Wahrheit die Ehre.

feln, daß nur ein ganz besonderer Grund Lady Byron zu ihrem hartnäckig durchgeführten Entschluß bestimmen konnte, und zwar ein Grund, der mindestens unabhängig von dem Inzestverdacht blieb, den sie bis auf die posthume Beecher-Stowe-Behauptung ohnehin stets von sich abwies. Wenn sie wirklich, von der zudringlichen Amerikanerin bis aufs Blut inquiriert, deren schon vorgefaßte Meinung gebilligt hätte, so ließe sich dies menschlich begreifen. Einmal durch die Hypnose, der sie in ihrem weltabgeschiedenen Brüten durch das allgemeine Weltgeklatsche unterlag: warum sollte am Ende Byron nicht auch dies noch begangen haben gegen sie, die unglückliche Märtyrerin? Ferner befand sie sich in sehr gereiztem Zustande durch die plötzliche Parteinahme aller Höhergebildeten gegen sie, nach Erscheinen der Mooreschen Biographie und der Memoiren der Gräfin Guiccioli, welche letzteren, bezüglich der Ehescheidung ein wertloses Geschreibsel, die Beecher-Stowe nicht unzutreffend als „Mätresse kontra Ehefrau" bezeichnet. Hier war überall die Schwester glorifiziert, die Gattin in den Staub gezogen worden. Lady Byron hätte keine Tochter Evas sein müssen, wenn nicht weibliche Eifer- und Rachsucht gegen Mrs. Leigh daraus entkeimt wäre, die ihr also auch jetzt noch alle Sympathien raubte. Wirklich trat zeitweilige Entfremdung zwischen den beiden Freundinnen nach 1830 ein, doch nur vorübergehende. Wir wissen aus persönlichster Quelle, daß Lady Byron ihren jungen Neffen, als er vom Lande in die Londoner Welt eintrat, zuallererst der Güte ihrer „teuersten Schwägerin" empfahl. Wäre das möglich bei einer Dame von solcher „Moral" einer andern gegenüber, die sie einer nach Frauenbegriffen schmählichsten Unsittlichkeit schuldig hielt? Wobei noch zu erwähnen, daß Mrs. Leigh eine sanfte echt englische Hausmutter gewesen ist, nicht ohne Philistrosität, die sich vorm bloßen Gedanken eines Inzests entsetzt hätte. Wenn Lady Byron eine Dulderin war, so vergaß sie gewiß nur in Augenblicken eifersüchtigen Grolls, daß diese

ihre Wahlschwester im Leiden und Lieben für denselben Mann wahrhaftig keine geringere Bürde unter solcher Verleumdung trug. Wie lächerlich unwahr, beweist beiläufig auch das Verhalten des Oberst Leigh, der in völlig friedlicher Ehe mit der Verleumdeten blieb. Das seltsame Verhältnis der beiden Freundinnen und Schwägerinnen mit seiner Untrennbarkeit erklärt sich nur so, daß sie beide Mitwisserinnen und Hüterinnen des gleichen Geheimnisses waren, an dem Mrs. Leigh ein großes, Lady Byron aber ein noch größeres Interesse hatte.

Hier haben wir auf die Sensationsgeschichte von Medora Leigh einzugehen, einer Tochter Mrs. Leighs, die auffälligerweise auf den Namen der Byronschen Heldin im „Korsar" getauft war und dieser byronischen Tendenz durch ein Leben voll Schuld und Sünde Ehre machte. Für dies Geschöpf empfand seltsamerweise ihre Tante Lady Byron ein noch lebhafteres Interesse als ihre eigene „Mutter", die sie später förmlich verstieß, und soll erstere der sterbenden Medora mitgeteilt haben, sie sei Byrons Tochter. Wohlgemerkt, ohne anzugeben, von welcher Mutter, so daß die Vermutung offen blieb, daß Mrs. Leigh dies Kind ihres Bruders an Kindes Statt annahm. Jetzt nach Edgecombes Darstellung (siehe Einleitung), so unsinnig dessen Auslegung der richtigen Mutterschaft, soll über die Adoption kein Zweifel mehr bestehen? Doch überzeugte nicht die einstige Enthüllung eines mit Medora vertrauten Dr. Mackay. Daß Lady Byron als rührende Gönnerin gleichsam eine Erbverpflichtung für ein „Sündenkind" übernahm, wäre unglaubliche Hochherzigkeit. Das anfangs besonders achtsame, später aber sehr unväterliche und unmütterliche Benehmen der Leighschen Eheleute gegen Medora, die ursprünglich als angebliche „Lieblingstochter" verzogen wurde, bestärkt freilich den Verdacht, der nicht Gewißheit ist. Leighs waren Byron in Geldsachen verpflichtet, es steht fest, daß er schon früh einen Teil seines Vermögens den „Kindern" Mr. Leighs vermachte, obschon er

dies nach Geburt Adahs umstieß. Doch entsprach dem noch das letzte Stammeln, das ungehört verröchelte, in Missolunghi, nach der authentischen Niederschrift seines alten Kammerdieners Fletcher: „Er drückte krampfhaft meine Hand. ‚Nun ist's bald vorüber. Ich muß alles sagen, ohne einen Moment Verzug . . Mein armes Kind, meine Adah! Mein Gott, hätt' ich nur einmal — und Augusta und ihre Kinder — und geh zu Lady Byron und sag' alles, was . .' Se. Lordschaft schien hier furchtbar ergriffen. Aber er murmelte eine halbe Stunde mit äußerstem Ernst. Ich verstand nur am Schluß: ‚Nun hab' ich alles bekannt. 4000 Dollars für die . . und . . doch 's ist zu spät. Ich hab' ja alles bekannt. Verstehst du mich? Wenn du nicht gehorchst . .' Hier teilte ich Sr. Lordschaft mit, daß ich nicht ein Wort verstehen konnte. ‚Nicht verstanden!' rief er mit einem Blick unaussprechlicher Verzweiflung. ‚Dann ist alles verloren. Denn 's ist zu spät . . .' Er stammelte dann noch einige Worte, konnte aber nur einiges verständlich wiederholen, als da ist: ‚Augusta — Adah — Hobhouse — Kinnaird — geh zu Mrs. Leigh und sag' ihr — und . . die Kinder. Und', mit einem schweren Seufzer, ‚sag' Lady Byron — du weißt alles — mußt alles sagen — kennst meinen Befehl — dies sind Sterbensworte. Es ist zu spät.'"

Was war dies Geheimnis, das er vergeblich offenbaren wollte? Zu welchen Szenen schweifte sein Gedächtnis zurück? Augenscheinlich im Zusammenhang mit Weib, Tochter, Schwester — Hobhouse, sein ältester Freund, sein finanzieller Beirat, der Bankier Kinnaird, standen in Beziehung dazu. Auf den Lippen des Sterbenden schwebte außer dem Namen Lady Byrons und ihres Kindes, Mrs. Leighs und „ihrer"(?) Kinder — noch ein anderer; alle anderen Ereignisse seines Lebens schienen vergessen außer einem einzigen, das er in letzter Agonie zu enthüllen suchte. Dies Geständnis, das sich nur auf dem Sterbelager seinem Munde widerwillig entrang, aber im letzten Odem röchelnd

erstarb, muß also ein leid- und schuldvolles und sein ganzes Privatleben bestimmendes gewesen sein. Seltsam berührt auch die Wendung „4000 Dollars“, ein Legat, das also nach Amerika zu stiften wäre.

Nach Byrons Tod trat sofort ein Komitee von sechs Vertrauenspersonen zusammen, um die in Moores und Murrays Besitz befindliche „Autobiographie“ durchzusehen, worauf die sofortige Vernichtung beschlossen wurde. Das spricht doch Bände. Im Interesse Byrons konnte diese Vernichtung nicht liegen, denn seine Memoiren würden dem Toten gewiß nichts geschadet haben, da er sie sonst schwerlich verfaßt und sie mindestens dem allgemeinen Verleumdungsklatsch über den Inzest ein Ende gemacht hätten. Somit war eine Tatsache in den „Memoiren“ enthalten, die allen Beteiligten schädlich sein mußte. Walter Scott erklärt ausdrücklich: „Es war ein wichtiger Grund vorhanden, die Memoiren zu vernichten.“ Nun möge man sich erinnern, daß Byrons Intimus Hobhouse (Lord Broughton) bei einem Ausfall auf Byron im Parlament sich zu dem Ausspruch erhob: „Mein Freund hatte Fehler, aber keine Laster, und seine Tugenden waren alle vom höchsten Rang.“ Warum dann aber die ungemeine Vorsicht, die erst lange nach dem Tode (1869) Broughtons, wo er selber jeder Verantwortung und Ausforschung entledigt, und vollends erst am Anfang eines neuen Jahrhunderts die Veröffentlichung von Hobhouses eigenen Memoiren freigab? Da müssen doch immerhin bedenkliche Dinge darin gestanden haben und diese hat man alle ausgemerzt! (Vergl. unsere Einleitung.)

Stellen wir nochmals fest, daß Lady Byron das Inzestgerücht wiederholt in Abrede stellte und mit Mrs. Leigh gerade während der Scheidung in voller Freundschaft blieb, bis zuletzt in intimstem Verkehr, daß Lord Wentworth nach Einsichtnahme der hinterlassenen Papiere seiner Großmutter die Erzählung der Beecher-Stowe öffentlich für unwahr

erklärte, daß — wie uns Kunde ward — auch Dr. Lushington feierlich vor seinem Tode beschwor, das ihm von Lady Byron entdeckte Geheimnis habe durchaus nichts mit diesem Klatsch zu tun, so könnte man Lady Byrons Gesamtbetragen gegen ihre „teuerste Freundin und Schwägerin" nur als Beweis einer unglaublichen Perfidie auffassen. Dem widerspricht aber wiederum das einstimmige Zeugnis auch ihr keineswegs wohlgesinnter kühler Beobachter, die ihr nur Launenhaftigkeit und mißtrauischen Stimmungswechsel zuschreiben. Dies Mißtrauen gegen Motive und Gesinnungen der Nebenmenschen entsteht aber gerade in verbitterten Naturen am leichtesten, und an Verbitterung fehlte es der Lady so wenig wie an berechtigten Gründen dazu. Sie hatte die Parteinahme der Welt nur zu herb erfahren, sie, die anfangs als Märtyrerin vergöttert, dann als zänkische bornierte Närrin beiseitegeschoben und zu einer europäischen Lächerlichkeit verdammt worden war. Daß in eine ursprünglich hochsinnige Natur so allmählich Unaufrichtigkeit hineingetragen wurde, darf nicht wundernehmen. Aber wir haben das unverwerflichste klassische Zeugnis ihres eigenen Gatten dafür, daß sich „kein besseres, liebenswürdigeres, gütigeres, heiteres Wesen denken lasse, als Lady Byron als Gattin"!! Wie ungewöhnlich müssen also die Gründe gewesen sein, die sie zur Zerstörung dieser glücklichen Ehe bewogen!

Das schwankende Verhalten Byrons nach der Scheidung steht damit in Verbindung. Er entschuldigte seine Gattin anfangs, läßt sich noch von Moore bestätigen, daß er nie übel von ihr geredet habe, richtete an sie das zärtliche „Fahrewohl und wenn für immer". Ein fälschlich gepriesener Singsang, würdig eines Schulmädchens, die ihr Liebster im Stich läßt. Jammervoll, daß Unwissende nach solcher Probe, da das Zeug in allen Chrestomathien abgedruckt, den Meister beurteilen. „'T was not well, to spurn it

so!“, die Unbeholfenheit eines Dilettanten, der Verse drechselt. Uns interessiert daran nur eine unverkennbare Aufrichtigkeit des Ehegefühls. Aber wie bezeichnend, daß Lady Byron — an deren Stelle die Staël zu sein wünschte, um diese poetische Gabe zu empfangen! — nicht nur ganz ungerührt blieb, sondern so angewidert von dem schlechten Geschmack, daß sie ein erst 1908 veröffentlichtes Gegengedicht im gleichen Versmaß schrieb, worin sie ihn perfider Heuchelei beschuldigt! Plötzlich begann er seine Stimmung zu ändern, nannte sie in einem bei Lebzeiten unpublizierten Gedichte „Hörend, daß Lady Byron krank war“ seine „moralische Klytämnestra“, legte aber dann wieder bis ans Ende die größte Verehrung für sie an den Tag*). Seine Versöhnungsversuche wurden alle von ihr abgelehnt, dennoch ließ er nie ab, sich ihr indirekt zu nähern, wobei bezeichnenderweise immer Mrs. Leigh die Mittelsperson ab-

*) Thomas Moore meint bezüglich der grausen Fluchbeschwörung im Manfred: da dieser direkt nach Scheitern neuer Aussöhnungsversuche mit Lady Byron geschrieben sei, könne man sich denken, an wen der Dichter dabei gedacht habe! Wir sind dessen nicht so sicher. Denn hätte er sie damit treffen wollen, würde er wohl kaum ausdrücklich dem Verfluchten „Bruderschaft zu Kain“ angeheftet haben! Freilich irrt der oberflächliche Amerikaner Jeaffreson, der sich anmaßt, einen „Wirklichen Lord Byron“ aus seiner mangelhaften Kenntnis zu erfinden, wieder völlig, daß Lady Byron den angeblichen Zweck dieses Fluches erst 1830 aus Moores Biographie erfahren haben könne. Denn die „Beschwörung“ (Incantation) wurde separat unter diesem Titel vor Erscheinen des Manfreddramas gedruckt, entstand also früher und wurde erst später ins Manfreddrama eingeschoben. Beweis dafür ist in unsern Händen. Mr. Murrays Güte verdankten wir nämlich (1880 in London) den Besitz der Originaledition nicht nur des Manfred von 1817, sondern auch einer schon 1816 gedruckten Sammlung „Gefangener von Chillon und andere Gedichte“, worunter sich eben die „Beschwörung“ befindet. Nach Papier und Broschierung sowie einigen Druckfehlern handelt es sich bei diesen Exemplaren um zusammengeheftete Korrekturbogen, die möglichenfalls selbst in Byrons Händen waren. In Mr. Murrays Brief an uns vom 17. Mai 1880 ist das Wort „original“ unterstrichen: „I have managed to discover a copy of the original“ usw.

gab. An sie, die Patin ihres Kindes obendrein, gingen alle Mitteilungen Lady Byrons über ihre und ihres Kindes Gesundheit, als prompte Antwort auf Anfragen des geschiedenen Gatten. Die vorübergehende Erbitterung Byrons erklärt sich durch Kenntnisnahme der Inzest-Verleumdung, die er von seiner Frau ausgehend betrachtete, nebst seiner wiederholt beteuerten Unkenntnis ihrer wirklichen Gründe. Ueber letzteres ist kein Zweifel möglich, da er schon 1817 privatim ein Zirkular an Freunde verbreiten ließ, daß er aufs dringendste wünsche, die Sachwalter Lady Byrons möchten offen der Welt ihre Anklagen mitteilen. Diese Offenheit Byrons spricht scheinbar so für ihn, daß noch jeder Unbefangene hierin einen Beweis seiner Unschuld sah. Allein, dies bezog sich immer nur auf die bekannte Verleumdung, in der Annahme, daß sich für Lady Byrons Verhalten nur hier die Lösung finde.

In welchem Lichte hätte ihm aber da Lady Byron erscheinen müssen, die trotzdem in steter Freundschaft mit Mrs. Leigh blieb und letztere fortdauernd als Mittelsperson benutzte! Kann man sich damit sein später andauernd respektvolles Benehmen gegen seine Gattin zusammenreimen? Nein, sondern man muß vermuten, daß er später Aufklärung empfing, was Lady Byron zur Trennung bewog. Und als ihm dies Licht aufging, verlor er alle Berechtigung, ihr zu zürnen. So klagt er in einem Gedicht, sie habe alle Tugenden besessen, nur nicht die des Verzeihens. Also hatte sie ihm doch etwas zu verzeihen?

Schon die Scheidungsklage auf „**insanity**" schien dazu bestimmt, absichtlich Byron zur Wut zu reizen, um ihn zur Trennung williger zu machen, deren wahren Grund er nicht vermuten sollte. Also sollte sogar vor ihm, dem Angeschuldigten, dieser Grund geheimgehalten werden, damit er nicht bei seiner übermäßigen Aufrichtigkeit selber öffentliche Indiskretionen begehe. Also mußte das betreffende Faktum wohl der Gegenpartei schädlicher sein als ihm sel-

ber? Nun wohl, beide Parteien haben wiederholt unbewußte Indiskretionen begangen, sie sind aber unverstanden geblieben, und man hat kein Gewicht darauf gelegt. Wenn man nämlich Byron gegenüber die mutmaßlichen Differenzursachen auseinandersetzte, die in etwaigen religiösen oder sittlichen Meinungsverschiedenheiten beider Gatten zu suchen seien, so bestritt er dies ebenso ruhig als entschieden. So versicherte er an Parry, daß Lady Byron nichts weniger als bigott, sondern sehr liberal gewesen sei, und gab zwar an Dr. Kennedey zu, daß sie sich mehrfach über Religion gestritten hätten, im ganzen aber ihrer beider Auffassung sehr ähnlich übereingestimmt habe. Lady Byron ihrerseits soll (Robinsons Tagebücher) sich als die Liberale hingestellt haben gegenüber Byrons kalvinistischem Glauben an die Prädestination. Jedenfalls zerstören diese Mitteilungen die haltlose Legende von Lady Byrons Konventionalität, die angeblich zu ihrem freidenkenden Partner nicht paßte.

Die Trauzeugin und langjährige vertraute Gesellschafterin Lady Byrons, Mrs. Minns, hat in der Quarterly Review 1869 bezeugt, daß alle Klatschereien von Mrs. Stowe und der bekannten Schriftstellerin Harriet Martineau von Grund aus erlogen seien, daß es nie eine glücklichere junge Gattin gegeben habe als Lady Byron; von der Inzestverleumdung habe sie nie reden hören, wohl aber habe ihre Freundin über die Scheidungsgründe stets das tiefste Schweigen bewahrt. Wie wir bereits erwähnten, geschah dies auch ihren Eltern gegenüber: ist das nicht mehr als sonderbar? Prüfen wir nun ihre eigene offizielle Erklärung 1830. „Mir hatte sich die Ueberzeugung aufgedrängt, daß Byron unter dem Einfluß geistiger Krankheit stehe.“ D. h. momentan, und will sie dies aus Mitteilungen seiner nächsten Verwandten (na-

türlich sind Leighs gemeint) und seines treuen Kammerdieners entnommen haben. Daß dies Erfindung sei, ist nie behauptet worden, obschon Mrs. Leighs Verneinung genügt hätte. Auch traut niemand Lady Byron eine positive Lüge zu. Also muß sich Byron tatsächlich damals in einer besorgniserregenden Gemütsverfassung befunden haben, die sogar Verdacht einer Selbstmordabsicht nahelegte, wie man Lady Byron berichtet haben soll. Nun gut, dieser Verzweiflungszustand muß irgendeinen Grund gehabt haben, wie auch seine seltsame Melancholie am Hochzeitstage, sein tödliches Erbleichen bei der kirchlichen Trauung, das allgemein bemerkt wurde. Drückten ihn Reue oder Furcht vor etwas?! Wir stoßen sofort auf das weitere seltsame Symptom, „seinen Wunsch, daß ich London verlassen sollte", wie Lady Byron schreibt. Durch diese unwidersprochene Mitteilung wird ihr dunkler Brief an Lady Barnard 1818 etwas heller, worin sich der unverständliche Satz vorfindet: „Byron hat mir nicht erlauben wollen, seine Gattin zu bleiben(!), aber er kann mich nicht hindern, seine Freundin zu bleiben"!! Deshalb verschweige sie Anklagen, die sie weit vollständiger gerechtfertigt haben würden, — als nämlich die Aufzählung seiner Wahnsinnssymptome oder Sonderbarkeiten. (So hat er einmal im Schlafzimmer seine Pistole abgefeuert, vielleicht in einem Anfall spiritistischer Halluzination? Vergleiche die analoge Geisterszene im „Lara".) Daß die ungeheure heimliche Erregung, unter der Byron plötzlich zu leiden schien, auf Wahrheit beruht, gesteht er doch selber in den „Stanzen an Augusta" zu: „Als die Vernunft schon halb ihr Licht verhüllte (When reason half withheld her ray). Allein, solche Paroxysmen unerträglicher Seelenzerrissenheit sind gewiß nicht mit wirklicher Geistesstörung zu verwechseln. Denn sein Heldenwille überwand den Dämon nachher auch dann, als der beispiellose Entrüstungssturm gegen ihn sein vorheriges Herzeleid noch verzehnfachte. In sei-

nem ganzen späteren Leben finden wir noch kleine Anfälle nervöser Ueberreiztheit, nie aber wieder jene entsetzliche Stimmung, von der Lady Byron zu berichten weiß. Diese aber brach so schroff erst nach Geburt seiner Tochter hervor. Warum wohl? Da er nun durchaus für **domestic life** angelegt war und als echter Engländer sein stilles Heim zu schätzen wußte, wie sein späteres langes häusliches Zusammenleben mit der Guiccioli bewies, so muß in der Ehe, der legitimen Ehe, irgend etwas verborgen gelegen haben, was ihn zur Verzweiflung brachte.

Lady Byron behauptet auch, er habe bei Adahs Geburt ausgerufen: „O welches Marterwerkzeug habe ich in dir erlangt?" Das konnte humoristisch gemeint sein, aber auch tieferen Sinn haben. Als Hobhouse in seinen Freund drang, ob er sich nicht irgendeiner Brutalität gegen Lady Byron entsinnen könne, erwiderte Byron: „Nur einer. Ich stand in tiefen Gedanken — peinvollen Erinnerungen — vorm Kamin, als Lady Byron, die mich schon mehrmals unterbrochen hatte, hineinkam und auf eine Bewegung meinerseits fragte: ‚Bin ich dir im Wege?' ‚Ja, verdammt!' antwortete ich unbewußt, unwillkürlich. Sie verließ augenblicklich den Raum. So ging ich denn, so schnell ich konnte" — „armer Teufel!" setzt Hobhouse hinzu, „bei seiner Lahmheit!" — „zu ihr hinauf und entschuldigte mich." Ganz lächerlich ist Jeaffresons Vermutung, Lady Byrons geheimer Zusatz zu den Scheidungsgründen beziehe sich darauf, Byron habe bei seiner Mätresse Tröstung gesucht und zwar bei Shelleys Schwägerin, mit der er später in Genf ein kurzes Verhältnis hatte. Also, daß ein angeblicher Don Juan wie Byron, der als Ehemann nie Grund zur Eifersucht gab, infolgedessen die Scheidungsklage auch ganz davon schweigt, sich eine Geliebte nahm, nachdem die Scheidung bereits unumstößlich schien, war in den Augen eines trockenen Juristen ein so schauerliches

Verbrechen, daß nun jede Versöhnung unmöglich und das Scheidungsmotiv sorgfältig verhehlt werden mußte?! Und auf diesen belanglosen — nebenbei unerwiesenen — Verdacht hin schickte Byrons eigener Anwalt ihm sein Honorar zurück ohne Angabe irgendwelcher Gründe?! Neuerdings sind schwärmerische Briefe dieser Miß Clairmont an Byron während dessen Ehe abgedruckt und hieraus Gründe der Ehescheidung gefolgert worden. Da aber ihr Kind Allegra erst 1817 geboren, kann sie erst im Frühjahr 1816 in Genf in entsprechende Beziehung zu Byron getreten sein! Was nachweislich so zutraf. Das Mädchen warf sich ihm buchstäblich an den Hals, so daß Byrons ominöse Behauptung „Ich habe nie eine Jungfrau verführt", hier sicher zutrifft und sonst bezüglich seiner einstigen großen Liebesaffäre (Thyrza) nur den Schluß zuläßt, den wir noch ziehen werden. Vergleiche die dokumentäre Beichte einer jungen unbemittelten Schönheit, in dem Guiccioli-Buch abgedruckt: er habe die ihn Vergötternde, statt ihre erotische Hingebung zu befriedigen, mit großmütiger Unterstützung auf den Tugendpfad gerettet. (Auch Galt weiß davon.) Seine zarte Ritterlichkeit — „es gibt nie wieder einen zweiten Byron", beteuert die glücklich verheiratete Matrone.

Doch hören wir Lady Byron weiter. Ob sie an Byrons Geistesgestörtheit glaubte oder nicht (seine hochgradige Erregung als wahr vorausgesetzt), war für sie offenbar Nebensache und keineswegs ein Anlaß, ihn zu verlassen. Denn als ihr nunmehr ärztlich versichert ward, der Lord befinde sich, wie immer seine Düsternis sich äußern möge, im vollen Besitz seines Verstandes, da erklärte sie ihren Eltern, daß dann erst recht „nichts mich bewegen kann, zu ihm zurückzukehren". Das heißt zu deutsch: War er so vom Schicksal geschlagen, so wollte sie abwarten und dulden; allein sie selbst gesteht ja vorher, daß ihr schon „Zweifel an der Wahrheit seiner angeblichen Krankheit aufgetaucht"

seien: also war diese erste Motivierung nur eine Art Finte oder Manöver, um Zeit zu gewinnen. Sie sandte nunmehr ihre Mutter, Lady Noel, zu Dr. Lushington, dem befreundeten Rechtsvertreter der Familie, und wenn Byron auf seine Schwiegermutter Verdacht warf, obschon Lady Byron versichert, beide hätten stets im freundlichsten Verkehr gestanden, so tut er ihr offenbar unrecht. Beweis: Dr. Lushington hielt gerade nach Lady Noels Besuch, trotz der von Lady Byron schriftlich fixierten Darstellung, eine Aussöhnung für richtig, die er herbeizuführen versprach. Da plötzlich erschien Lady Byron persönlich, nachdem sie, wie sie 1830 schrieb, „Gründe hatte, einen Teil (!) des Sachverhaltes selbst vor meinen Eltern zu verbergen", und teilte Dr. Lushington unter Beweis den wahren Beweggrund mit. Sofort schlug des Juristen Meinung in das allerentschiedenste Gegenteil um, und er betrieb mit wahrem Feuereifer die unverzügliche Trennung.

Von vornherein muß zweierlei auffallen. Der Jurist, sich der Tragweite eines solchen Skandals wohl bewußt, würde nie eine so entschlossene Haltung angenommen haben, wenn Lady Byron ihm mit dunkeln Vermutungen gekommen wäre. Es liegt aber auf der Hand, daß z. B. der Inzest-Verdacht einzig auf unfaßbaren Beobachtungen, nie aber auf juristisch beweiskräftigen Tatsachen fußen konnte. Wäre man also Byron mit solchen Anspielungen auf den Leib gerückt, so hätte er die Gegenpartei einfach auslachen oder auch mit einer bösen Klage wegen „libel" hineinlegen können. Demnach hat Lady Byron ihrem Anwalt eine Tatsache unterbreitet, und zwar eine bewiesene. Was also den Ausschlag gab, wie Elze (p. 161) bemerkt, „war ein schuldvolles Geheimnis, das die junge Frau nicht mal ihrer Mutter, sondern nur ihrem Rechtsbeistande mitteilen konnte (trotzdem er damals ein junger Mann war),

und das diesen so entsetzte, daß er darüber die Rechtsregel vergaß: Man soll sie billig hören beide". Das aber hat Elze gar nicht im Bereich der Möglichkeit geahnt, daß möglichenfalls der von Lady Byron vorgelegte Schuldbeweis, weil er sich auf eine unumstößliche Tatsache bezog, gar keine Gegenrede mehr zuließ. Sehr treffend ist die Elzesche Parenthese: „trotzdem er ein junger Mann war", aber in ganz anderem Sinne, als er es versteht. Eine so delikate, nach englischen Begriffen für eine Lady einfach nicht über die Lippen zu bringende Klatschgeschichte wie den Inzest hätte sie allerdings einem jungen Manne niemals persönlich mitgeteilt, sondern durch ihre alte Mutter, und dieser sich anzuvertrauen konnte nichts auf der Welt sie abhalten. Wenn sie also ihren Eltern gegenüber hartnäckig schwieg und letztere lieber auf „atrocities" des bösen Gatten schließen ließ, die im damaligen Highlife wahrlich nichts Seltenes waren, so darf man dies nur so deuten, daß diese Mitteilung die Eltern ins Herz getroffen und Lady Byron selber in Gefahr gebracht hätte. Denn Eltern schweigen nicht, wie ein kühler Rechtsanwalt.

Sie erklärte 1830 auch wörtlich: „Wenn die Angaben, auf deren Grund mein Rechtsbeistand seine Meinung bildete, falsch waren, so sollte die Verantwortung dafür ausschließlich mich treffen." Dieser Satz ist ein rein hypothetischer, soll nur ihr isoliertes Vorgehen mit Dr. Lushington entschuldigen und schließt keineswegs einen nachträglichen Zweifel an ihren „Angaben" ein. Nun muß aber Byrons eigene Stellungnahme höchlich wundernehmen. Sein Schwiegervater schlug ihm sofort auf Dr. Lushingtons Erklärung hin freundschaftliche Trennung vor; der gute alte Landedelmann tat, was seine Tochter wünschte, ohne zu wissen, was vorlag. Das lehnte Byron ab. Da wird ihm mit gerichtlichen Schritten gedroht, und kampflos unterschrieb er den Scheidebrief. Er hat freilich nachher behauptet, gerade die Gegenpartei habe das am Tage vor Unter-

zeichnung des Scheidebriefes gemachte Anerbieten öffentlichen Rechtsweges abgelehnt. Warum hat er dann aber nicht darauf bestanden? Sieht das einem so trotzigen und herrischen Manne ähnlich, daß er sich kampflos mit gebundenen Händen dem Feinde überliefert, auf Grund hinfälliger Beschwerden, die ihn nur noch mehr reizen mußten, und mit strenger Ablehnung seines angeblichen Dringens, die wahren Motive seiner Frau kennen zu lernen?! So feig und schwach hat sich wohl selten jemand sein Liebstes entreißen lassen und sich dem öffentlichen Skandal überliefert, wenn er sich im Rechte fühlte. Auch sein Kind überließ er der Mutter, trotzdem die berühmten Strophen im dritten Canto des „Childe Harold" genugsam bezeugen, wie bitter er es empfand: „Und werdest Haß du auch als Pflicht gelehrt." Auch diese Widersprüche lösen sich einfach durch den Verdacht, daß Byron bald ahnte, daß seine Frau etwas erraten oder sogar erfahren habe, was ihr ewig verschwiegen bleiben sollte. Wie lange er im ungewissen blieb, wissen wir nicht, vermuten aber, daß er 1819 in Italien durch Mrs. Leigh weiteres erfuhr, wonach seine spätere versöhnliche Haltung gegen Lady Byron sofort erklärt wird. Beim Tode seiner Schwiegermutter legte er sogar mit seiner ganzen Dienerschaft in Pisa Trauer an. Das dient als indirekter Beweis, daß man Lady Byrons Erklärung, ihre Mutter sei stets die Güte selbst gegen ihn gewesen, Vertrauen schenken darf.

Unter solchen Umständen hatten beide Teile ein gleichmäßiges Interesse daran, die Scheidung so rasch wie möglich ohne Erörterung herbeizuführen. Als ihm in seinem letzten Lebensjahr jemand die im Publikum verbreiteten mutmaßlichen Ursachen herzählte, versetzte er trocken abbrechend: „Die Ursachen waren zu einfach, um gefunden zu werden." Ja, das waren sie, äußerst einfach, es kann sogar nichts Einfacheres geben, aber nicht in dem trivialen Sinne, den man obenhin herauslesen sollte. Und unwillkürlich entschlüpft ihm hier, daß er die Ursache kannte! Einmal hat Byron sich verra-

ten, allerdings wohl wissend, daß nur die paar Eingeweihtesten seine dunkle Anspielung verstehen würden. Richtig hat auch kein einziger Byronforscher dies Dokument benutzt, selbst wenn er es kannte. In „Blackwoods Magazine" war ein vehementer Ausfall gegen seine Person und Lebensführung 1819 erschienen, und seine heftige Entrüstung machte sich in einem zu langatmigen würdevollen Artikel Luft, der gedruckt, dann aber „nach besserer Erwägung" unterdrückt ward; sah Byron vielleicht ein, daß er schon zu viel gesagt habe? Darin finden sich folgende merkwürdige Andeutungen: „„Die mit den Hauptereignissen in Byrons Privatleben bekannt sind — und wer wäre das nicht!"" „Sicher, wer immer damit bekannt sein mag, der Artikelschreiber ist es nicht, oder er würde eine ganz andere Sprache führen. Was er für ein ‚Hauptereignis' zu halten scheint, war zufällig ein sehr untergeordnetes und nur die natürliche und fast unvermeidliche Folge von Vorfällen und Umständen, die jenem Zeitpunkte lange vorangingen. Der letzte Tropfen macht den Kelch überfließen, und meiner war schon voll." Und indem er mit edlem Stolz den Vorwurf der Selbstsucht zurückweist, auf seine beispiellose Generosität und verschwiegene Wohltätigkeit dies einzige Mal anspielend, entschlüpft ihm das Bekenntnis: „Wäre ich je selbstisch, ja auch nur weltklug gewesen, so würde ich nicht sein, wo ich heut bin: ich würde nicht den Schritt getan haben, dessen Folgen einen Abgrund zwischen mir und den Meinen aufgetan haben. Doch in dieser Hinsicht wird die Wahrheit eines Tages bekannt werden."

Selbst wer die tiefe Aufrichtigkeit Byrons nicht in Rücksicht zieht, wird von dem Ton der Wahrheit in diesen Worten betroffen werden. Byron leugnet hier nicht, daß er in seiner Vergangenheit einen verhängnisvollen Schritt tat; aber er betont, daß sein Ver-

gehen, was immer es gewesen sein mag, nicht „selbstisch“ zu nennen sei, und er verkündet zugleich frei und offen, daß seine Heirat und Scheidung nicht das bestimmende Ereignis seines Lebens bilde, sondern als nebensächliche logische Folge aus wichtigerem keimte, ja er nennt diese Folge „fast unvermeidlich“. Was kann das wohl sein, was „unvermeidlich“ zur Ehescheidung zwang, was ein Vergehen seiner Vergangenheit war, aber kein selbstisches?

Und wie kam Lady Byron auf die Spur? Da werden wir uns erinnern, daß Byron im ersten Grimm ausrief: „Das ist Mrs. Charlemonts Werk!“ und diese Haushälterin und Vertraute Lady Byrons in seinem mächtigen Verspamphlet „Eine Skizze“ mit seiner besonderen Rache beehrte. Mit deren Beihilfe hat Lady Byron wiederholentlich Byrons Schreibtisch erbrochen, gereizt durch dunkle Anspielungen seinerseits. Das letzte Mal ließ sie notorisch durch ihre Vertraute dies Manöver vornehmen, als sie bereits zu ihren Eltern gereist war, und vermutlich lieferte gerade dies letzte Mal sichere unumstößliche Beweise einer Tatsache. Oder hatte sie schon vorher geheime Briefe von einer mysteriösen Person erhalten, die ihr anonyme Warnungen und endlich Aufschlüsse gaben? Von welcher Art, werden wir bald sehen.

Wenn Lady Byron, von der Yankee-Interviewerin bis aufs Blut gepeinigt, sich wirklich dazu hinreißen ließ, deren voreingenommene Annahme des Inzests halb zu bejahen, so tat sie dies offenbar, zur Verzweiflung gebracht, um die Sache abzuschneiden, da sie ja doch die Wahrheit weder sagen konnte noch wollte. Mrs. Leigh war lange tot (1851), Byrons dichterische Unsterblichkeit gesichert, sie selber ihrem Ende nahe; warum nicht das unheilvolle Geheimnis übers Grab hinüberretten um den Preis einer beweislosen Verleumdung, die eines Tages ja doch entlarvt werden würde! Sie mystifizierte also absichtlich die Beecher-Stowe. Zum Ueberfluß hat Lushington später versichert, seiner sicheren Ueberzeugung nach habe sie das ihm allein Anvertraute nie

einer andern Person mitgeteilt! Hierin liegt bedingt, daß das Geheimnis nur ihn als juristischen Beirat anging. Auch würde er sonst schwerlich bis an seinen Tod eine ritterliche treue Verehrung für seine Klientin bewahrt haben, angesichts so zweideutigen Doppelspiels ihrer lebenslangen Freundschaft mit Mrs. Leigh.

Wenn man einem scharfsinnigen Kriminalisten all diese Tatsachen vorlegte, so würden wir uns wundern, wenn er nicht kombinieren würde: Da bleibt nur eine natürliche Lösung, nämlich . . Es ist ein juristisches Fremdwort von drei Silben, wir wollen es noch nicht aussprechen, sondern erst unsrerseits einen Schritt zurücktun: in Byrons Vergangenheit vor der Ehe.

In seinem später Moore überlassenen und 1830 publizierten „Tagebuch" von 1813/14 monologisiert er mehrfach seltsame Dinge. „Hobhouse erzählt mir ein kurioses Gerücht — ich selber sei Konrad der Korsar*) und ein Teil meiner Reisen ganz geheim verbracht. Hm! Manchmal streifen Leute die Wahrheit, nie die ganze. H. weiß nicht, was ich durchlebte, nachdem er mich in der Levante verließ. Noch irgendein anderer — noch — indessen 's ist eine Lüge. Doch ich liebe Lügen nicht, die der Wahrheit so ähnlich sehen." „Ich hasse diese Aehnlichkeit, der Spottvogel, doch nicht die Nachtigall, so ähnlich daß es erinnert, so verschieden, daß es Pein verursacht" wird im „Giaur" einfach in Versen übersetzt: „Wohin ich mein Auge wende, erhebt sie sich vor mir als Morgenstern der Erinnerung . . Die Erde hält keine mehr wie dich, ich darf um Welten nicht eine anschauen, die dir ähnelt, doch nicht die gleiche." „Morgen bekomme ich Briefe von Wichtigkeit. Was . . oder? Heiho! . . ist in meinem Herzen, . . in meinem Kopf, . . in meinen Augen . . und die Einzige Gott weiß wo." „Letzte Nacht beendete ich ‚Die Braut von Abydos'. Ich glaube, die Komposi-

*) Er nennt die Dichtung „sehr nach dem Leben und con amore" geschrieben.

tion hielt mich am Leben. Denn ich schrieb, meine Gedanken wegzureißen von . . o heiliger Name, bleibe stets verschwiegen! Selbst hier würde meine Hand zittern, ihn zu schreiben." „Ich habe mein Herz zu voll gehabt von . ., um etwas Vernünftiges zu schreiben, obschon die Verhältnisse, die das Gerüst bilden . ." Doch er mußte die „Braut" schreiben, „um nicht am eigenen Herzen zu zehren, bittere Diät". Auch „Parisina" beginnt er, weil sein Herz „wieder anfängt, sich aufzuzehren". Im Reime kann er sich mehr von Tatsachen entfernen, „doch der Gedanke rennt immer durch — durch, ja durch". Welcher Gedanke? Einmal denkt er auch an seine Jugendlieben „an Mary Duff usw." und Mary Chaworth, seine unglückliche Jugendflamme, die sich damals ein Rendezvous von ihm ausbat, das er gleichgültig ablehnte. So völlig nebensächlich waren diese Dinge in seinem Leben, denen man fälschlich Gewicht beilegt, verführt durch Mystifikation. „Ich erwache aus einem Traum. Wohl! Und haben nicht andere auch geträumt? Solch ein Traum! Doch sie überrumpelt mich nicht. Ich wünschte, die Tote hätte Ruh. Wie mein Blut erstarrte — und ich konnte nicht erwachen." Er verzeichnet später sorgfältig, wenn er keine Träume hatte, und fühlt sich dann „fest wie Marmor — bis zum nächsten Erdbeben". Wer ist dieser quälende Schatten, dies „Mädchen von Byzanz", wie er im Manfred an die Vision des Pausanias erinnert, diese Vision, die sich im „Giaur" und „Lara" in Poesie umsetzt? Das Tagebuch beginnt mit den Worten: „Wäre dies zehn Jahre früher angefangen und getreulich ausgefüllt! Doch es gibt zuviel Dinge, die ich nicht erinnert sehen möchte." Also bekennt er, daß das Wichtigste früher vorfiel, vor viel Jahren, der „romantischsten Zeit meines Lebens" in Cambridge. Aus diesem Diary, worin mehrmals betont, er könne Romane weder lesen noch schreiben, da sein eigenes Leben jede Phantasie übersteige, hat Moore eingestandenermaßen die interessan-

testen Stellen entfernt. Warum wohl? Und Byron selbst gesteht einmal naiv: „Riß zwei Blätter heraus."

Die Vision wiederholt sich nochmals in der „Belagerung von Korinth"; dort heißt die Heldin Francesca, und es ist auffällig, daß auch die Medora im „Korsaren" ursprünglich Francesca hieß. Beide Gestalten sind innerlich identisch, beide sterben aus Kummer um ihren finstern Geliebten. In der „Braut von Abydos", die Byron mit solcher inneren Erregung (siehe oben) schrieb, handelt es sich um die Liebe zweier als Geschwister nur Geltender! Also die nämliche Lage wie im „Manfred" die Betonung der wunderbaren Aehnlichkeit „Schwester" Astartes mit Bezug auf jenes intime Verhältnis Jung-Byrons mit einer in Mannskleidern als angeblicher Bruder ihm folgenden Geliebten 1806—1809, die zugleich den Pagen im „Lara" bedeutet. Ob aber alle Quellen schweigen, wir ahnen genug, daß ein Wesen, dem sich in der Schweiz, als Byron die Summe seiner Menschenentfremdung im „Manfred" zog, zuerst mit ganzer Kraft das Gedächtnis des Menschen und die Phantasie des Dichters zuwandte — ein Wesen, das in poetischer Verherrlichung bereits all seine griechischen Epen durchzieht, weit mehr als eine Episode dieses abenteuerlichen Dichterlebens war. Und siehe da, am Schluß der ersten Gesänge „Childe Harolds" finden wir dazu den Kommentar in der berühmten Strophe: „Auch du gingest dahin, Geliebte und Liebenswerte, die Jugend und Jugendneigung an mich fesselte, die für mich tat, was kein andrer getan, und nimmer zurückschrakst vor einem, der deiner unwürdig! Was ist mein Sein? Du bist nicht mehr. Nicht weiltest du länger, deinen Wandrer wieder daheim zu schauen, der über Stunden trauert, die wir nie mehr schauen — o daß sie nimmer gewesen wären! Daß er nie zurückgekehrt wäre, neuen Grund zum Pilgern in die Fremde zu finden! O du immer Liebende, Liebliche, Geliebte! Wie selbstischer Gram über Vergangenem brütet und zu fernen Szenen zurückschweift!

Doch deinen Schatten kann die Zeit nicht von mir reißen. Alles, was du von mir haben konntest, grimmer Tod, hast du: Mutter, Freunde und sie, die mehr als Freund!"

Diese Stanze hat man einstimmig in Verbindung gebracht mit den berühmten Gedichten „An Thyrza". Es geht auch nicht anders, da letztere genau in derselben Woche, als Byron jene Stanze schrieb, in Newstead, dem verödeten Heim des Pilgers, als Ausbruch einsamer Verzweiflung entstanden. Trelawney berichtet, daß jede Erinnerung an diese mystische „Thyrza" noch den Mann in seinem letzten Lebensjahre erbeben ließ. Nun stehen aber die seltsamsten Dinge in diesen ursprünglich nicht für Publikation bestimmten intimsten Bekenntnissen. Am 11. Oktober begonnen, werden sie am 6. Dezember, dann aber gar im Februar und am 14. März 1812 fortgesetzt. Dieser Witwergram umspannt also ein volles halbes Jahr, mit unveränderter Krisis.

„Ohne Stein, den Ort zu bezeichnen und zu sagen, was die Wahrheit hätte sagen müssen, warum liegst du in niederer Gruft?" Wie? Welche verhehlte Wahrheit hätte die Namensinschrift des fehlenden Grabsteins denn offenbaren sollen? Welch vieldeutige Anspielung! Sie wird unterstrichen noch im vierten Gedicht, dem wundervollen „Und du bist tot", das unverkennbar Witwertrauer austönt — so spricht man nur von einer Frau, mit der man gelebt hat und ein Recht hat, ihre Todesstunde zu teilen, auch heißt es „Doch liebte ich dich bis zuletzt", also handelt es sich nicht um eine verflossene Liebschaft. Hier steht: „In common earth to rot". Nun, „Common" heißt die ländliche Gemeindewiese, wo Namenlose und Selbstmörder begraben werden. „Hätt' ich nur einen Blick von dir im Tode erhalten können, der mir gesagt hätte: Ich scheide in Frieden." Auf welche Todesumstände deutet die peinliche Wiederholung hin: „Nicht frag' ich, wo du ruhst, will den Ort nicht sehen. Dort mag das Unkraut wuchern, so ich

es nicht schaue. Mir braucht ja kein Stein zu sagen, daß nur ein Nichts ist, was ich liebte." Die Geliebte starb also in Kummer, von ihm getrennt, und besitzt nicht mal einen Grabstein; einsam ist sie verscharrt und namenlos, wie solche, die Hand an sich gelegt. In „Der Traum", diesem herrlichen Schattenriß einer Lebenspantomime, bot Byron einen angeblichen Extrakt seiner Schicksale mit absichtlicher Täuschung, vom Kunststandpunkt aus gewiß angemessen, da das traurige Ende seiner einstigen Angebeteten Mary Chaworth zu solchem Parallelismus einlud. Aber biographischer Wert fehlt ganz, denn nur völlig Unkundige konnte er dort glauben machen, diese unglückliche Jugendliebe spuke ihm noch jetzt im Kopfe und sein seltsames Benehmen bei der Trauung mit Miß Milbank, wo er „wie Espenlaub zitterte", habe mit jener verschollenen Erinnerung zu tun gehabt. Denn dieser folgte ja jene „romantischste Zeit meines Lebens", von der Jeaffreson („Der wahre Byron" 1883) zugibt: „Es ist anzunehmen, daß diese Liebe noch heftig war, als er zum Orient reiste, daß der Gedanke an dies in der Geschichte namenlose Mädchen ihn während der Reise heimsuchte und daß sie vor seiner Heimkehr starb." Trotzdem also das geheimnisvolle dreijährige Verhältnis mit dem als „jüngerer Bruder" verkleideten Mädchen als verfängliche Wahrheit vorliegt, sucht Jeaffreson nach unglaublich verfehlter Richtung den Ursprung der „Thyrza" in einer Flamme des zwölfjährigen Knaben für seine gleichaltrige Kusine Margarethe Perker! Ach, als die Kleine 1802 starb, war ihr Anbeter nicht „durch manch Gestad' und Meer getrennt", und zehn Jahre später konnte er wohl im Aegäischen Meer nicht denken, daß Thyrza jetzt zum Mond blicke, noch konnte es ihn in Patras auf dem Fieberbett trösten, „daß Thyrza nicht mein Leiden sieht". Und „ganz ohne Stein und Namen" paßt wohl auffallend aufs Grab einer Admiralstochter! „Denn dein begrabenes Lieben hält umschlossen meine ganze Welt", das sollte nur Erdichtung des Dichters sein, der „alle

Dichtung, die nur Erdichtung" haßte? Ebenso scheitert Moores krampfhafter Versuch, Thyrza für eine imaginäre Größe zu erklären, und es erfordert einen Köhlerglauben, daß Byron diese unverkennbar mit dem Herzblut geschriebenen Elegien als selbstentlastende Tagebuchblätter derartig fingiert habe, daß er sich gleichzeitig in seine Schloßruine vergrub und sein physischer und psychischer Zustand ein treues Abbild dieses eingebildeten Grames bot! Zum Ueberfluß liegt aber ein Brief Byrons vom 11. Oktober 1811 vor, dem gleichen Datum, wo er jene Schlußstrophe des „Childe Harold" und das erste Gedicht „An Thyrza" schrieb, an seinen Intimus Dallas, worin er ihm eine besondere Todesnachricht mitteilt, worauf dieser so antwortet: „Ich danke für Ihre konfidentielle Mitteilung. Wie sehnlich wünschte ich, dies Wesen wäre leben geblieben, hätte als die Ihrige gelebt! Was Ihre Verpflichtungen gegen sie (to her) in diesem Falle gewesen wären, ist kaum zu ermessen (inconcevable)." Das ist doch schon sehr deutlich. Nun entdecken wir aber aus den Jahren seiner „violent passion" in Cambridge, jener „romantischsten Zeit meines Lebens", wie er selber aussagt, zwei erst 1830 publizierte Gedichte. Zuerst das von Brandes mit Recht hochgefeierte „When we two parted", wo es wörtlich heißt: „Dein Schwur gebrochen, zerstört dein Ruf, deinen Namen hör' ich gesprochen und teile seine Schande." Das ließe auf einen Bruch mit der Geliebten schließen, veranlaßt nach üblicher Weise durch einen hinterbrachten Klatsch. „Als wir zwei schieden in Schweigen und Tränen, herzgebrochen für Jahre getrennt . . In Schweigen trafen wir uns, in Schweigen traure ich, daß dein Herz vergessen konnte. Wenn ich dich wiedersehe nach langen Jahren, wie werd' ich dich grüßen? In Schweigen und Tränen." Immer wieder liegt der Nachdruck auf einer geheimen Liebe, von der niemand nichts weiß: „sie wissen nicht, ich kenne dich, die dich zu gut kannten. Lang, lang werd' ich um dich klagen, tiefer als ich sagen

kann. Sie nennen dich vor mir, Grabgeläut meinem Ohre, ein Schauder kommt über mich, warum warst du mir so teuer?" Hier steckt eine dunkle Geschichte von Scheiden und Meiden, wahrscheinlich von Verleumden, Mißverstehen, später Reue. Die „langen Jahre" der Trennung beziehen sich auf seine bevorstehende Abreise von England. Außerdem aber traf man in Byrons Hinterlassenschaft ein noch deutlicheres Gedicht, angeblich schon 1807 geschrieben: „An meinen Sohn". Das verursacht viel Kopfzerbrechen, denn niemand will von einem solchen gehört haben. Zwar findet sich im zwölften Canto des „Don Juan" bei der Schilderung des englischen Landlebens und der Friedensrichterjustiz eine halbfrivole Stelle, auf welche in Murrays großer kritischer Ausgabe ausdrücklich eine Anmerkung hinweist. Das Gedicht „An meinen Sohn" enthält hingegen wieder auffallende Einzelheiten von allerernstester Art.

„Du kannst Vater lispeln — ach, William, wäre sein Name der deine! — dann würde ihn keine Selbstanklage — doch genug, meine Sorge für dich soll mir Frieden erkaufen. Deiner Mutter Schatten soll freudig lächeln und verzeihen all das Vergangene, mein Knabe! Ihr niedres Grab drückt Rasen heut, und du lagst an einer Fremden Brust. Spott höhnt deine Geburt und gönnt dir keinen Namen auf Erden, doch ein Vaterherz bleibt dein, mein Sohn ... Den Rest meiner Jahre will ich verbringen, dir Gerechtigkeit zu erweisen. So jung dein unbedachtsamer Vater .. wärst du mir auch minder teuer, Helens Form aufersteht in dir und das Herz, das in Erinnerung schlägt, wird nie ihr Pfand verlassen." Hierzu versichert nun Thomas Moore, daß Byron weder in Gespräch noch Schriften je eine Andeutung solcher Begebenheit gemacht habe. „Anderseits," sagt er, „so gänzlich war alles, was er schrieb, die Nachschrift wirklichen Lebens und Fühlens, daß es schwerfällt, ein Gedicht so voll natürlicher Zärtlichkeit nur der Einbil-

dung zuzuschreiben."*) Ob Moore hierbei nicht mehr ahnte oder wußte, als er aussprechen wollte? Ob das Datum 1807 nicht auch von ihm absichtlich so angegeben wurde, statt eines späteren wie 1811 (siehe oben „Thyrza"), um den so frühen Tod der Mutter festzustellen? Jedenfalls widerspricht letzterem sofort das folgende Gedicht der gesammelten Lieder mit dem angeblichen Datum 1808, das bekannte „Farewell, if ever fondest prayer", das nur oberflächliches Zusehen auf den Flirt mit Mary Chaworth beziehen konnte, wenn es dort heißt: „O mehr, als blutige Tränen aus dem sterbenden Auge des Schuldigen, ist in dem Wort Fahrwohl. Diese Lippen sind stumm, doch im Hirn erwacht die Qual, die nie vergeht, der Gedanke, der nie wieder schläft. Meine Seele wagt nicht zu klagen, wenn auch Gram und Leidenschaft sich empören, ich weiß nur, wir liebten umsonst, ich fühle nur — Fahrwohl! Fahrwohl!"

Das ist „die heftigste Leidenschaft" der Cambridgejahre, deren Gegenstand also noch lebte. Wie widersinnig Edgecombes Chaworththeorie, lehren ja die Thyrzagedichte, die sich doch ganz bestimmt auf eine völlig andere Person beziehen, an der Byrons unvergängliche Liebe hängt. Uebrigens weisen auf diese auch die Verse „Unter ein Bild" hin mit dem angeblichen Datum Januar 1811, denn sie sind später aus dem Nachlaß „kopiert aus einer Seite des Originalmanuskripts des zweiten Gesangs von Childe Harold", wahrscheinlich entstanden sie mit den ominösen Schlußstanzen zusammen. Thyrza, Astarte, des Giaur totes Liebchen, die visionäre Francesca, die Medora, auf deren Namen sein Kind

*) Wie käme er dazu, derlei in einem geheimen, nicht für Öffentlichkeit bestimmten Gedicht zu fingieren? „Helen" scheint freilich ein beliebig erfundener Name, gemäß dem Tagebuchwort: „O holy name, be ever unrevealed!" Erinnern wir uns, daß „Medora" ursprünglich „Francesca" hieß und das gespenstige tote Liebchen in „Belagerung von Korinth", das mit Manfreds Astartegespenst und der Visionbeichte des Tagebuchs harmoniert, Francesca heißt, so dürfte dies vielleicht der richtige Name der Unbekannten sein.

von unbekannter Mutter getauft, sie haben alle das gleiche Urbild, den weiblichen „Bruder", die große Unbekannte der „romantischsten Zeit meines Lebens".

Nehmen wir also diese geheimen Tagebuchgedichte als Grundlage, so ergibt sich folgendes: Der junge Lord hatte ein dreijähriges heimliches leidenschaftliches Verhältnis, dem ein Sohn entsproß. Es kam vielleicht zu einem Bruch; jedenfalls verließ er die Geliebte und ging auf Reisen. Der Gedanke an sie verließ ihn nie, wie's in den Liedern an Thyrza tönt: „Ich höre eine Stimme, die ich nicht hören wollte, eine Stimme, die nun wohl schweigen könnte." Er blickt auf einen Ring, das „bittre Pfand", und er will ihr auch im Tode Treue bewahren. Dies „trauervolle Vermächtniszeichen" (thou bitter pledge, thou mournful token) soll ungebrochen dauern oder das Herz brechen, an das er es preßt! Nun wohl, in Italien und besonders auf der Missolunghifahrt trug er nur einen seltsam geformten schwarzen Ring arabischer Form, der allgemein auffiel, während er früher zahlreiche Ringe bevorzugte. Kann ein so lange aufbewahrter Ring, dessen besondere Bedeutung der Dichter ausdrücklich hervorhebt, sich auf verflossene Liebschaft beziehen? Im Brief an Dallas nennt er sich so von Gram übersättigt, daß er „keine Träne für ein Ereignis" (Tod eines „sehr teuren Wesens") habe, „das ihn fünf Jahre früher zu Boden gedrückt hätte". 1806 Beginn jener „violent passion": Datum stimmt. Wenn er im Aegäischen Meer zum Monde blickte, dachte er: „Jetzt schaut sie zu ihm auf" und ach, ihr Grab beschien er nur. Als er in schwerem Fieber lag, tröstete ihn, „daß Thyrza nicht mein Leiden kennt". „O lehre mich, zu früh von dir gelernt, zu dulden, vergebend und vergeben!" Bei seiner Heimkehr erfährt er ihren Tod, in bitterster Reue und Verzweiflung, er kennt nicht mal ihr Grab, das keinen Grabstein hat, und er will es nicht kennen. Denn in der glanzvollen Aufregung des plötzlich ihn bestrah-

lenden Ruhmes möchte er die Erinnerung abschütteln. Dies gelingt ihm jedoch nicht und plötzlich nach Geburt seiner legitimen Tochter Adah befällt ihn eine unerklärliche Erregung. Diese erfüllt Lady Byron mit steigender Besorgnis, dann mit Argwohn, und setzt sie sich endlich in Besitz eines Geheimnisses, das sie zu sofortiger Trennung zwingt.

Aber daß Byron einen illegitimen Sohn besaß, und dessen Mutter unter traurigen Umständen, vielleicht durch Selbstmord, gestorben war, konnte doch auf die Rechte seiner legitimen Gattin und ihres Kindes keinen Einfluß haben. Wohl aber war dies der Fall, wenn mit jener Geliebten selber Byron heimliche Ehe geschlossen hatte und ein legitimer oder adoptierter Sohn vorhanden war*). Schon dies würde Lady Byrons subjektiven Entschluß erklären; aber es bliebe noch dunkel, woher sie und ihr Anwalt das objektive Recht auf Trennung herleiteten, und vor allem, warum sie ein so düstres unverbrüchliches Schweigen bewahrten, und warum der Anwalt sich über die Mitteilung Lady Byrons so empörte, daß er sogar den Rechtsbeistand Byrons zur Aufgebung seines Klienten bewog. Der Anwalt Byrons, Sir Samuel Romilly, beging 1818 Selbstmord, und Byron faßte dies als Gottesgericht auf!! Später erklärte man Romillys Fahnenflucht für einfache Angst vor der öffentlichen Meinung. Da wußte man wieder nicht, daß der radikale Romilly seine moralische Bravour genügend durch Festhalten an fanatischem Napoleonkult bewies. (Vgl. Holzhausen, „Byron, Napoleon und die Briten".) Er wäre also der letzte gewesen, als Radikaler und Freidenker vom Gesinnungsgenossen Byron deshalb gewählt, einer Cause célèbre auszuweichen, die ihm Ehre und Gewinn versprach und damals noch gar nicht hoffnungslos aussah, weil einige Einflußreiche wie die tonangebende Lady Jersey gläubig auf Byrons Unschuld schworen. Es hätte Romilly wohl eher ge-

*) Nicht zu vergessen die untergeschobene Medora Leigh, ein zweites Kind gleicher Herkunft?

kitzelt, für seinen berühmten Klienten dem Welturteil zu trotzen. Um so mehr muß Lushingtons Mitteilung an ihn ernst genommen werden. Der Fall muß also nicht so einfach gelegen haben, zumal die Frage der Erbfolge gar nicht schwer ins Gewicht fiel. Vorerst handelte es sich ja nur um Lady Byrons Tochter, die keinerlei Ansprüche darauf zu erheben hatte, und selbst wenn sie später einen Sohn erhielt, so würde er durch sie selber später Graf Wentworth geworden sein, unabhängig von dem Lordstitel seines Vaters. Auch wäre möglich gewesen, daß der erstgeborene Sohn jener Verstorbenen, weil unebenbürtiger Herkunft, im geheimen abgefunden sein würde. Obschon eine peinliche Ueberraschung, schien diese Entdeckung keineswegs so schwerwiegend, um sofortige Ehescheidung moralisch, geschweige denn gesetzlich, zu rechtfertigen. Es würde zwei kaltblütige nüchterne Juristen nur bewogen haben, den „schönen Fall" juristisch zu erörtern und ein Arrangement zu treffen. Etwas Ungewöhnliches lag dabei kaum vor im damaligen Highlife mit seiner Abenteuerlichkeit. Obschon er die frühere Ehe verschwieg, konnte doch, da er Mutter und Kind tot glaubte, von einem wirklichen Vergehen Byrons im juristischen Sinne keine Rede sein — und nur ein solches konnte zwei ruhige weltmännische Geschäftsleute zu solch jähem Meinungsumschwung veranlassen, daß sie, gleichsam erdrückt von etwas Unwiderstehlichem, jede schonende Behandlung des Falls ablehnten.

Dieses praktisch juridische Motiv aber involvierte augenscheinlich auch eine schwere Gefahr für Lady Byron selber, weil es eine so zähe Verschwiegenheit für alle Folgezeit, auch über Lady Byrons und der beiden Anwälte Tod hinaus erforderte. Wenn diese drei also die in Umlauf gesetzte Inzestverleumdung wenigstens unwidersprochen ließen, ja zuallerletzt Lady Byron auf dem Totenbett sie noch obendrein bekräftigt haben soll, so verfolgte man dabei den Zweck, von der Spur eines richtigeren Verdachtes für immer abzulenken. Hierdurch schwinden auf einen

Schlag alle bisherigen Widersprüche, und die ganze dunkle Angelegenheit lichtet sich sofort, wenn wir annehmen: daß Byron, nachdem er vom Tode „Thyrzas" erfuhr, ohne ihr Grab zu kennen — „nicht will ich fragen, wo du ruhst", er hat sich also nicht überzeugen können, vielleicht sollte sie in der Fremde gestorben sein — plötzlich nach Adahs Geburt die drohende Kunde erhielt: man habe ihn getäuscht und jene lebe noch, und daß zugleich auch Lady Byron Gleiches erfuhr. In diesem Falle lebte sie also in Bigamie und ihre Tochter war gesetzlich ein Bastard. Wird nun nicht sofort die überstürzte Eile der Trennung und ihre unerbittliche Unversöhnlichkeit klar? Und vor allem das tiefe düstere Schweigen, das vom ersten Augenblick an für den Psychologen ebensoviel Drohung gegen Byron als verstecktes Angstgefühl für Lady Byron verrät? Und wird nicht plötzlich die Festigkeit der Klagepartei erklärlich, der man durchaus keine Unsicherheit, wie Fußen auf bloßen sexuellen Klatschereien, sondern starkes Rechtsbewußtsein anmerkt? Die scheinbaren Widersprüche in Byrons Betragen schwinden hier noch mehr.

Gewiß werden wir seine Wahrhaftigkeit nicht anzweifeln, wenn er, allerdings nur privatim und in den ersten Jahren nach der Scheidung versicherte: er kenne den Scheidungsgrund nicht und man werde ihn durch Veröffentlichung nur verpflichten. Denn dies bezog sich natürlich auf die gegen ihn geschleuderten Bezichtigungen unnatürlicher Laster, wie ihm denn nicht nur Blutschande, sondern noch andere Niedlichkeiten zugeschrieben wurden*). Daneben wäre die Veröffentlichung einer wissentlichen oder vollends unwissentlichen Bigamie ihm in den Augen aller Unbefangenen nur förderlich gewesen. Und woher sollte er ahnen, daß Lady

*) Uns selbst ist von Engländern, die im Klatsch der höheren englischen Gesellschaft bewandert, feierlich bedeutet worden, Byron habe mit seinem Jugendfreund Lord Clare (den er seither nie, nur einmal in Italien auf eine halbe Stunde wiedersah!) und sogar mit seinem — zahmen Bären geschlechtlichen Umgang gepflogen!!

Byron hinter sein Geheimnis kam? Ist nicht sogar die Möglichkeit gegeben, daß er selbst nur unbestimmte Kenntnis vom Weiterleben „Thyrzas" hatte, daß vielmehr nur seine Gattin heimlich davon in Kenntnis gesetzt war? Diese Möglichkeit gewinnt sogar an Wahrscheinlichkeit, wenn wir die Psychologie der Frauenseele bedenken und aus den notdürftigen Bruchstücken der eigenen poetischen Beichten Byrons diese Medora und Thyrza kombinieren. Einem so hingebend liebenden Wesen dürfte es entsprochen haben, sich zu opfern. Erkennend, daß sie, unter seinem Stande, seine materielle Laufbahn hindern werde, überzeugt, daß er ihrer überdrüssig und deshalb in den Orient gepilgert sei, wünschte sie durch fingierte Todesnachricht, vielleicht aus fremdem Lande, für ihn zu sterben. Auf die Kunde seines plötzlichen Dichterruhms und seiner Heirat lockte sie aber echt weibliche Neugier, anonym brieflich mit ihrer Nachfolgerin in Verbindung zu treten oder vielleicht gar sie persönlich insgeheim aufzusuchen, wobei sie sich verriet. So konnte Lady Byron dies gefährliche Geheimnis recht wohl erfahren, ohne daß ihr Gatte selber davon wußte. Hingegen muß ihm später Aufklärung gekommen sein, denn sonst würden seine Aeußerungen über „die nur zu einfachen Gründe" und den verhängnisvollen „Schritt", den er einst vor seiner Ehe getan habe, unverständlich bleiben. Letzteres aber läßt uns zugleich eine Ehrenrettung ahnen, die Byrons edlen Charakter von dem sonst unvermeidlichen Flecken reinigt. „Wäre ich je selbstisch gewesen, so würde ich nicht den Schritt getan haben usw." läßt — auf Grund unsrer letzten Auseinandersetzung — nur die Erklärung zu, daß er seine Geliebte, um sie und ihr Kind zu retten, nachher heimlich geheiratet hat, auf seiner Seite gewiß ein hochherziges Opfer. So werden wir gern entschuldigen, daß er es nicht für nötig hielt, Lady Byron von diesem Vergangenen und Begrabenen in Kenntnis zu setzen, zumal bei der heimlichen Ehe vielleicht Verzicht auf die aristokratische Erbfolge bedingt. Doch im

Todesdelirium rief er: „Warum ging ich nicht früher nach England?" Da seine sonstigen Angelegenheiten keines persönlichen Eingriffs bedurften, kann sich dies nur darauf beziehen, daß noch bestehende Unklarheiten dieses Verzichts hätten geordnet werden sollen!

Hier erscheint auch seine —, mit der Clairemontsache, wo er sich selbst als den Verführten ansah, dem Sinne nach zu vereinbarende — Versicherung, er habe nie ein Mädchen verführt, höchst ominös. Denn, zu Lüge unfähig, konnte er das nur sagen, wenn unsere Aufklärung zutrifft.

In den „Unterhaltungen" Lady Blassingtons sagt er: „Meiner Schwester, die, selber unfähig zum Schlechten, nichts Schlechtes bei andern argwöhnte, schulde ich das Gute, das in mir ist. Sie kannte meine Schwächen, doch verbarg sie aus Liebe. Sie war mir in der Not ein Turm der Stärke." Dieser Herzensschrei, dessen gewaltiger Ernst alle Inzestverleumder schamrot machen sollte, bekräftigt also, daß sie etwas für ihn zu „verbergen" hatte. In der alten Murrayausgabe von 1837 heißt es: „Mehrere Jahre nach Niederschrift der Thyrzagedichte fragte ihn eine Person, auf deren Zärtlichkeit er stets baute, auf wen sich „Thyrza" beziehe; er aber verweigerte die Antwort unter Zeichen schmerzlicher Erregung, so daß unmöglich war, auf die Frage zurückzukommen." Mit der Fragenden kann nur Mrs. Leigh gemeint sein, der wir also auch diesen biographischen Wink verdanken. Sie wußte also damals selber noch nicht, wer Medoras Mutter war; sie, die das Kind adoptierte, seine Vertraute! Wie durfte Byron ihr den Ursprung verheimlichen, wenn nicht mit Begründung einer gravierenden Ursache, wie konnte er über sich bringen, nicht mal ihr sein Herz auszuschütten, wenn ihn nicht Besonderes dazu zwang? Später erfuhr sie die Wahrheit wohl nur zu bald . . durch Lady Byron selber? Mit Obigem aber stimmt überein, daß Byron, auf der Missolunghifahrt plötzlich mitten im lustigen Plaudern befragt: „Wer war Thyrza?", sich

leichenblaß erhob, mit wankenden Schritten entfernte und zwei Tage, in der Kajüte eingeschlossen, nicht mehr zum Vorschein kam. Schwindet nach solcher Beweiskette nicht jeder Zweifel, daß es sich hier um eine Lebenstragödie handelt, daß nur hier Byrons Seelenwunde blutete? Nur unsere Erklärung lüftet also logisch den Schleier, paßt zu allen Verhältnissen, indem sie alle Fragen beantwortet, alle Widersprüche beseitigt. Auf einmal erscheint das Dickicht gelichtet, in dem schon so viele Byronforscher irrewandelten. Und damit wäre unsere Aufgabe vollendet. Aber für diejenigen, die auch der scharfsinnigsten Beweisführung nicht trauen, wären wir noch nicht zu Ende. Ja, wir haben noch etwas zu beichten, und wir zögern, ob wir die Feder nicht weglegen sollen. Als wir früher bereits ähnliches andeuteten, beschränkten wir uns auf Fingerzeige und überließen die Schlußfolgerung dem Leser. Diesmal drückten wir uns mit voller Klarheit aus, ohne Rückhalt. Allein, uns zwingt Wahrhaftigkeit, ein Bekenntnis zu machen, da man unsere Kombinations- und Divinationsgabe zu hoch anschlagen könnte. Denn wer unsere Darlegung liest, wird wohl nie auf den Gedanken kommen, daß der dabei verfolgte Weg kein vorwärtsschreitendes Forschen, sondern ein retrospektives Zurücklegen war. Mit einem Wort: Wir sind nicht durch eigenen Scharfsinn zu unsrer Entdeckung gelangt, sondern umgekehrt durch eine uns gemachte Enthüllung zur rückwärtsleitenden Beweisführung derselben. Die Begründung ist unser Verdienst, wenn es sich um ein solches handelt, nicht die Entdeckung selber.

Nachdem wir zu dieser Erklärung gezwungen, sehen wir uns zu einer weiteren genötigt. Denn wenn wir bekennen, daß wir von einem Wissen ausgingen, so wird man natürlich begehren, das Wie und Woher zu kennen. Wollten wir uns also in jene affektierte Verschleierung hüllen, wie Hamlet sie so richtig persifliert „Wir könnten, wenn wir wollten", so setzen wir uns dem Verdacht aus, daß wir mit

prahlerischer Ziererei uns eines Wissens berühmen, das gar nicht besteht. Anderseits könnte dies Wissen schwächer wirken, als unsre sonstige Beweisführung. Wieder aus Wahrhaftigkeit wollen wir nicht den Anschein erwecken, als ob unser Wissen ein unanfechtbares, sozusagen juridisch tatsächliches, sei. Denn eine Mitteilung, selbst von autoritärster Seite, ist darum noch kein Beweis. Um daher zu einem etwaigen Dementi, das nur von einer einzigen Seite in England ausgehen könnte, bereitwillig Gelegenheit zu geben, stellen wir genau und ehrenwörtlich fest, was wir wissen.

Zu diesem Behuf berühre ich notgedrungen Persönliches, um Nachsicht bittend. Als ich das erstemal 1877 nach London ging, begleitete mich u. a. auch eine Empfehlung an Major Robert Ralph Noel. Nicht ohne tiefe Bewegung kann ich den Namen niederschreiben. Noch jetzt in hohem Alter ein britischer Mannestypus von seltener Rasseechtheit, dabei von kindlicher Herzensgüte verklärt, voll jenes Unübersetzbaren, was die englische Sprache kindness nennt, entsprach er ganz der bekannten Definition des Wortes Gentleman: gentle in his manliness and manly in his gentleness. Major Noel war nicht nur ein vielgereister Weltmann, der u. a. den alten Metternich genau gekannt hatte, durch Stand und Geburt im Highlife aufgewachsen, sondern vor allem ein Philanthrop und Gelehrter von umfassender literarischer Bildung. Für mich aber war er ja weit mehr als das: gewissermaßen der letzte ehrwürdige Ueberrest, der von Noel-Byron geblieben. Die Familie Noel, eine der ältesten Englands, war wie die Byrons direkt mit Wilhelm dem Eroberer über den Kanal gekommen, und an den „großen Noel", seinen Ahnen, erinnerte sich scherzhaft der alte Herr, er selbst noch unverkennbarer Normannenabkömmling mit aristokratischer Habichtsnase und dem eigentümlichen Falkenauge. Lady Noel, die Mutter Lady Byrons, und Lady Byron selber waren seine Großtante und Tante, Byrons Tochter somit seine Kusine, und Byrons Enkel, Lord Wentworth, sein Neffe zweiten Grades. Da alle andern älteren Familienglieder tot, mit Ausnahme des Earl of Lovelace, Byrons Schwiegersohn, so galt Major Noel gleichsam als

Senior der Familie und ward von Lord Wentworth wie ein Vormund in allen Dingen respektiert.

Dieser außerordentliche Greis, der kinderlos mit seiner betagten Gemahlin, einer österreichischen Gräfin, in ruhiger Zurückgezogenheit lebte, faßte für mich vom ersten Augenblick an eine Zuneigung, die er mit einer Art Wahlverwandtschaft und physiognomisch-phrenologischen Gründen erklärte, und beehrte mich bis an seinen Tod 1883 mit edelster Freundschaft. Noch auf seinem Totenbette sandte er mir letzte Grüße, befahl, sein Ableben mir sofort zu melden, was sein naher Verwandter und Sohn seines intimsten Freundes, eines gleichfalls als Philanthrop bekannten Edelmannes, ein österreichischer Graf, mit den Worten erfüllte: „Unser gemeinsamer väterlicher Freund ist nicht mehr." Noch zuletzt hatte er mein „Dies Irae" laut vorgelesen.

Ich muß diese Einzelheiten feststellen, um jeden Verdacht einer Mystifikation auszuschließen. Für die buchstäbliche Richtigkeit dieser Angaben kann ich mich einfach auf das Zeugnis jenes österreichischen Grafen berufen, der 1880 in London mit mir bei Noel verkehrte. Major Noel hatte die Güte, mich auch mit Lord Wentworth selber in dessen Hause bekannt zu machen, und mit der Enkelin Byrons, Mrs. Blunt, der ich auch einmal eine Uebersetzung aus Byron vorlas. Sogar die Enkelin der Jugendflamme Byrons, jener Mary Chaworth von Annesley Hall, habe ich dort kennen gelernt.

Nun wohl, nach vielerlei Gesprächen über Byron und sein Leben, wobei mir mein verehrungswürdiger Freund gar mancherlei aus dem Schatz seiner Erinnerungen erzählte — er war z. B. als Knabe mit Byron in dessen Loge im Theater gewesen und schilderte ihn als bezaubernd liebenswürdig — geschah es eines Abends in höchster Vertraulichkeit, daß er mir unumwunden mitteilte, da ich, je mehr ich von Lady Byron und Mrs. Leigh erfuhr, immer bestimmter betonte, das Geheimnis der Ehescheidung scheine mir ganz woanders

zu stecken, vielleicht in der Thyrza-Affäre: Allerdings sei dem so, Byron war schon verheiratet, hatte Kinder usw. Darüber kam Mrs. Noel, hörte schweigend zu und suchte nachher mit mir eine Unterredung unter vier Augen: sie sei aufgeregt und erschrocken, daß Noel mir dies Geheimnis anvertraue, und bitte jedenfalls zu schweigen, solange sie beide lebten, was ich natürlich versprach und hielt. Jetzt nun ruhen beide lange im Grabe. Trotzdem habe ich, als ich nach Noels Tode mich über das Byrongeheimnis äußerte, nur Allgemeinheiten geboten. Jetzt aber scheint mir längeres Schweigen nicht mehr geboten im Interesse irgendeiner Person, wohl aber verboten im Interesse Byrons selber, über den immer noch alberne Verleumdungen kursieren, denen diese Aufklärung ein für allemal ein Ende macht. Nochmals sei betont: das Astartepamphlet Lovelaces betrachte ich als Herausforderung und gegen solche gehässige Schändung meinen Byron zu verteidigen, als Pflicht.

Die einzige Person, die mir widersprechen dürfte, wäre Lovelace selber gewesen. Ich war 1897 gespannt darauf, doch damals schwieg er. Denn ich darf nicht verschweigen, daß nach den bestimmten Aussagen der Noels für mich jeder Zweifel sich ausschließt. Obschon ich aus Taktgefühl nicht das Thema bis zum Aeußersten verfolgte, so ging doch aus den jeweiligen Mitteilungen auch Mrs. Noels so viel hervor, daß sie nicht nur den Fall sehr genau kannte, sondern ich mußte sogar verstehen, daß sie selbst, Mrs. Noel, jene erste rechtmäßige Gattin Byrons insgeheim gesehen habe, natürlich in deren hohem Alter. Ferner gab Noel zu, daß er mit jenen Nachkommen Byrons verhandelt habe, die sich bei Lord Wentworth gemeldet haben sollen. Soweit ich unterrichtet wurde, befänden sich jene Enkel Byrons in Amerika; hingegen blieb mir verschlossen, wo denn eigentlich jene geheime erste Ehe Byrons stattfand. So ich mich recht erinnere, habe ich einmal etwas von Spanien gehört, wohin

jene „Thyrza" sich begeben habe.*) Doch wie gesagt, genau bis aufs I-Tüpfelchen sind meine Informationen nicht geworden, da ich, wie oben angedeutet, es für undelikat hielt, schärfer nachzuforschen. Jetzt aber kann mich keinerlei Rücksicht binden, vielmehr steht Rücksicht auf Byrons geschmähtes Andenken mir ungleich höher. Allerdings bleibt vieles dunkel bezüglich seiner subjektiven Verschuldung. Denn während Noel als Philosoph und Bewunderer Byrons den Fall milde beurteilte, warf Mrs. Noel meiner optimistischen Auffassung entgegen: wenn er denn so edel gewesen sei, warum habe er dann die Frau verlassen! Und sie fügte — mit einem Blick und Ton, der auf persönliche Bekanntschaft schließen ließ — hinzu: „Sie war doch eine vortreffliche Person!" Wie dem aber auch sei, und wie sich das Dunkel lichten wird, jedenfalls wird dies absichtliche oder unabsichtliche Vergehen Byrons seinem Andenken zuträglicher sein, als die geflissentlich fortgenährte dunkle Verleumdung. Offenbar sind etwaige juridische Folgen längst verjährt, und die hohe Familie, um die es sich handelte, hätte wohl schon damals nichts anderes zu fürchten gehabt als unangenehmen Skandal. Die Lordschaft Byron ist 1824 auf seinen nächsten männlichen Erben, Kapitän Byron übergegangen. Daß dieser bei der Ehescheidung trotz persönlicher Freundschaft mit seinem berühmten Vetter heftig gegen ihn Partei nahm, läßt vielleicht darauf schließen: auch ihm als dem Nächstbeteiligten seien Winke über den geheimen Tatbestand gegeben worden, der natürlich auch sein

*) Byrons erstes Testament bestimmt ein auffälliges Legat von 7000 Pfd. für ein Kind Nicolo Giraud in Malta, angeblich in Hellas geboren, sobald Nicolo sein 20. Jahr erreiche. Dies später umgestoßene Vermächtnis gibt sehr zu denken; steht es in Zusammenhang mit der Unbekannten? Begleitete sie ihn also, respektive folgte sie ihm auf der Haroldreise? So inkognito, daß nicht mal Hobhouse davon wußte? Tatsächlich heißt es in Byrons Tagebuch: das Gerücht, er selber sei „Korsar" gewesen, sei zwar Lüge, doch auch Hobhouse wisse ja nichts von seinem späteren Leben in Griechenland.

Interesse als etwaigen Erben und Agnaten der Familie Byron bedeutend berührte. Die Kinder Adah Byrons haben mit dem Erbe des Großvaters nichts mehr zu schaffen, sie haben lediglich von ihrer Großmutter die Lordschaft Wentworth geerbt, wie sie sonst Erben ihres Vaters sind. Dieser, der Earl of Lovelace Viscount Ockham (geb. 1805), lebte noch, als wir in London waren, und erhielten wir durch seine Beglaubigung Zutritt im House of Lords. Von Adahs drei Kindern starb der älteste Sohn schon 1862. In Byron-Noel Viscount Ockham lebte der Radikalismus des Ahnen auf. Er verachtete seine Standesgenossen und diente als Matrose und dann bei einem Schiffsbaumeister in Deptford! Der zweite Lord Wentworth Earl of Lovelace—Ralph Gordon Noel Viscount Ockham — ist 1839 geboren. Elze erzählt in seiner Biographie: „Die Enkelkinder betrachten ihren Großvater als den Schandfleck der Familie, und man darf in ihrer Gegenwart nicht von ihm reden," woran eine Bemerkung über die Unbedeutenheit der Nachkommen großer Männer sich schließt. Dies „man sagt" erkläre ich auf Grund eigenster Erfahrung als Unwahrheit, so wie auch die vorher von Elze breitgetretene Geschichte Adah Byrons nur auf Legende beruht. Lord Wentworth machte mir den Eindruck eines modernen englischen Gentleman von gründlicher Bildung, der freilich über die Poesie Byrons geradeso wenig enthusiastisch dachte wie alle seine Zeitgenossen. Das hat aber mit ungebildeter Verkennung nichts zu tun *). Der Verstorbene müßte selber

*) Er kann nicht mehr Rede stehn, drum darf ich mir keine psychologischen Schlüsse erlauben, weshalb er sich als hochbetagter Greis zur ruchlosen Pamphlettat aufschwang. Merkwürdig berührt es mich allerdings, daß dieser Bluff erst geschah, nachdem ich verschiedene Andeutungen über die Wahrheit veröffentlichte. Ohne durchschauen zu wollen, ob er bona fide in krankhafter Verblendung über den Inzest phantasierte, muß ich als bestimmt voraussetzen, daß er wußte, die Scheidung habe nichts damit zu tun gehabt. Denn trat nicht Lord Wentworth selber der Beecher-Stowe scharf entgegen?

begreifen, daß eine Aufhellung des Byrongeheimnisses sich endlich ziemt: aus Gründen nicht nur historischer Wahrheit, sondern einfachster Gerechtigkeit gegen den Vielverleumdeten. Wenn er sich unwissentlich an den Rechten seiner Gattin versündigte, wofür er ja hart genug büßte, so zieht dies wohl jeder den im Dunkel schleichenden Gerüchten vor. Und nicht nur das: auch das Andenken Lady Byrons, das ihre Familie hochhält, kann nur durch diese Enthüllung gewinnen. Denn die gebildete Welt hat sich gewöhnt, sie als bösartige pharisäische Närrin zu verurteilen, die auf grundlosen Argwohn hin ihren großen Gatten verließ und herzlos zugrunde richten wollte.

Deshalb durften wir mit gutem Gewissen diese Enthüllungstat beginnen. Und selbst wer zweifelnd den Kopf schüttelt, wird zugestehen, daß nur so Lösung des Rätsels winkt. Die Inzestfabel zerrinnt in sich selbst, sobald wir der „Astarte" — denn bezeichnenderweise fußt Lovelace im Grunde nur auf der Manfredbeichte — eine völlig andere, offenkundig richtige Deutung geben. Bezüglich der Mrs. Musters und Miß Clairemont stelle man sich aber vor, ganz abgesehen von der nachweislichen Unmöglichkeit der Deutung, daß kundige Weltmänner geheimnisvoll von der schauerlichen Tatsache munkeln, Byron habe mal vor oder nach oder während der Ehe eine erotische Entgleisung gewagt! Wie ironisch würde Lushington gelächelt haben, wenn in entdeckten platonischen oder nichtplatonischen Billetdoux Byrons unsühnbares Verbrechen bestanden haben sollte! Bei der Clairemont waltete ja auch nicht das mindeste Geheimnis, daß sie 1817 öffentlich genug Byrons Tochter Allegra gebar, ein Jahr nach der Trauung von Lady Byron! Da damals die Inzestfabel die Runde machte, lag ja im dringendsten Interesse der Byronpartei, auch der Mooreschen Biographie, geradeheraus der Welt zu enthüllen, daß aufgefangene Liebesbriefe und ähnliche Kindereien hinter der ganzen Schweigekomödie steckten! Tableau, homerisches Gelächter!

Aber Byron, der anfangs Miene machte, sich zu widersetzen, gab jede Verteidigung auf. Zwar sucht er noch 1817 in einem Romanfragment, dessen spanisches Milieu offenbar die Unterlage zum „Don Juan" wurde, die Sache ins Lächerliche zu ziehen, verleugnet aber dabei wahrheitswidrig seine verzweifelte Stimmung und sein seltsames Drängen, Lady Byron möge mitten im Winter zu ihrer Erholung abreisen, und macht irrtümlich seine Schwiegermutter verantwortlich. In so halt- und heilloser Verwirrung befand er sich damals und so darf man auch aus seinem Toben (Brief 1819) nach Romillys Selbstmord nicht den Anschein ableiten, daß er sich ganz unschuldig fühlte. Uebrigens ändert das nichts an der Unbegreiflichkeit von Romillys Verhalten. Und immer wieder fragen wir: warum denn Verzicht auf jeden Widerstand? Etwa weil er diese bösartige Gattin los sein wollte, deren offizielle Scheidungsklage sich auf frivolste nichtigste Beschwerden stützte, die jeder Divorce Court als unerheblich abgelehnt hätte? Schon dies sollte stutzig machen, denn wenn er irgendwelche „Untreue" während der Ehe durchmachte, hätte man dies schon anstandshalber in die Gerichtsakten aufgenommen. So aber scheint die alberne Klagebegründung nur darauf berechnet, daß Byrons zornige Erbitterung verächtlich eine Gattin fahren lasse, die sich zu solcher Erbärmlichkeit erniedrigt. Bezeichnenderweise nahm ja auch niemand den Schwindel ernst, alle Welt schrie: man will uns Sand in die Augen streuen, hinter solchem Blendwerk steckt etwas Unsagbares. Sprechen wir auch Lady Byron davon frei, am Inzestgerücht mitgearbeitet zu haben, so mußte Byron glauben, sie habe es in Umlauf gesetzt. Sein anfänglicher Grimm scheint also berechtigt, selbst daß er der Donna Inez des „Don Juan" 1818 Züge seiner Gattin lieh mit satirischer Verzerrung. Doch 1820 plötzlicher Umschwung! Nie mehr galliger Spott, nur liebevoll ehrende Worte über die unversöhnlich grollende Unerbittliche! Ein Schwinden jeder Bitterkeit und unver-

kennbare Fassung, die eine Seelentragödie schweigend verbeißt! Dies seltsame Schwanken bis 1819, wo er doch selbst in dem Zornausbruch „Und du warst krank und ich war nicht nahe" noch eheliche Zärtlichkeit aushaucht, heißt: er fühlt sich irgendwie schuldig, wähnt aber, sie handle aus andern ungerechten Motiven. Da bricht plötzlich die Kunde herein, daß sie das Schlimmste weiß. „Das Schlimmste kenn' ich . . . was? frage nicht!" heißt es schon 1812 im Haroldgedicht an Inez; da aber alle damaligen Schauermärchen über seine Korsarenvergangenheit nichts als Einbildung, welchen Schatten fühlte er denn plötzlich 1815 über sich lasten? Und wenn sein „Fahrewohl" lehrt, daß der sonst Mutigste der Menschen die kampflos freigegebene Gattin liebte, in unüberbrückbarem Widerspruch zu so schwächlichem Ausreißen bei scheinbarer Schuldlosigkeit, so atmet leider Lady Byrons Antwortgedicht, das sie unnachsichtig entgegenschleudert, in jeder Zeile Aufrichtigkeit einer rasenden Verzweiflung über soviel Grausamkeit, die ein angeblich geliebtes Wesen unrettbar vernichte und nachher Krokodilstränen weine! Offenbar setzt sie voraus, er habe ihr wissentlich unsühnbare Unbill zugefügt, worin sie ihm sicher unrecht tat und diesen Irrtum wohl später erkannte. Weil so furchtbare Anschuldigung sich um keine bloße Liebeleianbandelung drehen konnte, weil sie notwendigerweise einem besonderen Druck gehorchte, als sie sich einen geliebten Gatten und ihrer neugeborenen Tochter den Vater raubte, deshalb kam die Frage nach dem Warum nie zur Ruhe. Wenn sie alles aufs Spiel setzte und fortan beide Teile über den wahren Grund ihrer Trennung unverbrüchlich schwiegen, so besitzt kein Weib solch eiserne Selbstbeherrschung, wenn nicht Selbstinteresse dazu zwingt. Sie starb „und gab kein Zeichen".

Was gewinnt man aber mit dieser Untersuchung? Einen Beitrag von bleibendem psychologischem Wert zu Byrons Diktum „Poesie ist nur Leidenschaft", „ich hasse Dichtung, wenn sie nur Erdichtung". Nur Wahrhaftigkeit schlummert auf dem Grunde jeder echten Poesie, ein Born von Schmerzenswollust läßt sich nicht künstlich erzeugen. Byrons Schuldgefühl quoll aus Selbsterlebtem, leidvollster Erfahrung des Naturgesetzes, daß nichts Großes und Schönes unbesudelt durchs Dasein schreiten darf, daß die großmütigste Gesinnung nicht vor Sünde der Selbstsucht schützt, daß wir leiden und andere leiden lassen, solange wir atmen. Der Byronismus ist ein verzweifelter Empörungsschrei gegen unerbittliche Schicksalsmächte, die eine reicher als Menschenmaß angelegte Natur in kleinliche Misere hinabziehen und eine selten edle Dichter- und Heldenseele gerade durch eine selbstlose, aber unbesonnene Einzelhandlung in eine Kette verderblicher Uebel für sich und andere verstricken.

Wenn die verabschiedete Lady Lamb als Motto ihres „Glenarvon" den Korsarenvers setzte: „Er hinterließ einen Namen für alle Folgezeit, verknüpft mit einer Tugend und tausend Sünden," so muß man dies umkehren: mit tausend Tugenden und einer Sünde. Diese Sünde, ob er sie wissentlich oder unwissentlich verbrach, vergiftete sein Leben. Doch sie war wirklich und nicht gemacht. Für psychologische Aesthetik ist wahrlich wichtig zu erfahren, daß die tiefsten Ausbrüche von Reue und Verzweiflung nur durch wesenhafte Wirklichkeit erzeugt werden konnten. Wohl mochte Byron reden von „der sprachlosen Verleumdung, dem Flüstern der Reptile, deren Janusblick durch Schweigen zu lügen weiß".

Aber daß die Welt keine anempfindende Schmerzenswollust in tollkühnem Aufsuchen erfundener Pein, sondern grausame Weihe einer Selbstbefreiung in Geburt so echter Poesie argwöhnte, kann man ihr nicht verdenken. Der instinktiven Ahnung, daß irgendwo ein Riß durch dieses ganze reiche Leben ging, wo ein heroischer Wille mit einem lähmenden Schicksal auf Tod und Leben kämpfte, entsprang das hartnäckige Beharren des Gerüchts von einer geheimen Schuld in seinem Leben. Ueber die Wahrhaftigkeit der Thyrza-Witwertrauer und der ominösen Schlußstrophe des zweiten Haroldgesangs äußerte Professor Clarke sehr richtig, als man fragte, Byron könne damals doch nicht den Gram einsamen Greisenalters in sich gefühlt haben: „Ich fürchte, ja! Denn sonst hätte er solche Dichtung nicht schaffen können." So hat er denn in Missolunghi den Tod gesucht, nicht eine Krone, wie alberne Unterstellung ihm sauersüß andichtet: „Ich brachte der Freiheit viele Opfer und dies ist nicht das kleinste, doch das letzte. Denn hier endet meine Laufbahn", zitiert die Blessington ihn wörtlich. Wir betonen nochmals, daß den Byronbiographen jeder Klatsch heilig ist, sie können nicht umhin, um ihm etwas am Zeuge zu flicken, als Bausteine ihres gefälschten Charaktergemäldes sogar falsche Zitate zusammenzutragen. Was z. B. Taine aus Stendhals Zeugnis machte, davon steht kein Wort bei Stendhal. West, Millingen, Kennedy, Medwin und andere bezeugten übereinstimmend, er sei ohne jede Affektation, bezaubernd liebenswürdig, kordial und einfach gewesen, Hoppner und Dallas, die es am besten wußten, beteuern, daß man noch nie soviel echte Herzensgüte in einem Menschen fand. Wir gönnen dem Bücherwurm Elze seine Geringschätzung der Byronschen Unmännlichkeit, weil er, der beste Schütze seiner Zeit, nie mehr auf Lebendes schoß, nachdem der Sterbeblick eines von ihm erlegten Adlers ihn mit Reue erfüllte, und auch das Angeln verpönte. Allen, denen unsaubere Schmähungen gegen den Genialen wohl behagen, möge die

berühmte Apostrophe an die Nemesis ins Ohr dröhnen (Ch. Harold IV): „Wenn meine Stimme losbricht, ist's nicht, daß ich zurückschrecke vor dem, was ich litte. Spreche doch der, der je meine Stirn sich beugen sah und meines Geistes Krampf zur Schwäche werden . . Ferne Stunde soll erfüllen die tiefe prophetische Fülle meines Sanges und türmen auf der Menschlein Scheitel den Berg meines Fluches. Und dieser Fluch sei Vergebung!“ Als einer seiner giftigsten Verleumder starb, unterstützte er insgeheim dessen Witwe und schrieb die denkwürdigen Worte: „Mögen ihm alle andern Fehler, unvermeidlich bei uns armen Menschen, ebenso leicht vergeben werden wie das bißchen Unrecht, das er mir zufügte, der seinen Tod bedauert und seine Talente schätzte.“ Jede Weichlichkeit des Selbstmitleids verlachend („O questa è una bella scena!“ lachte der Sterbende seine jammernden Getreuen aus), strömt seine Heldennatur noch im Todesdelirium seine innerste Heldennatur aus: „Immer Mut, folgt meinem Beispiel!“ Lord Harrington und Oberst Stanhope bezeugen: „Er war das Ideal des Rittertums.“ Aber tiefe Melancholie, die ihr Junges, die Poesie, als Pelikan mit eigenem Herzblut nährte, wovon das Junge so gut zu Kräften kam, sie überwog. „Oft sah man ihn mitten in voller Heiterkeit plötzlich nachdenklich werden, seine Augen füllten sich mit Tränen.“ Wahrscheinlich ist auch dies unmännlich oder hysterisch, ihr wackern Bücherwürmer und Pathologen? Nur schade, daß der größte Held germanischer Rasse, Friedrich der Große, unter gleicher Tränenseligkeit litt, da ihm sogar das Auge schon feucht wurde, wenn er von einer edlen Handlung hörte!

Aber freilich „der Held ist heiter“, da er sonst kein Held wäre, darin hat Nietzsche ganz recht, und wenn dieser männlich heitere heroische Byron immer wieder in trübe Erinnerung versank, so muß er eben etwas zu erinnern haben, das ihn ethisch zu Boden drückte. Das blieb in allen bisherigen Untersuchungen unklar, da weder vor, noch nach der

Ehescheidung in den bisher bekannten Tatsachen ein Grund zu Reue und Schwermut entdeckt werden konnte. Erst wir haben den Schleier gehoben.

Lordspleen, Gejammer über das Rosenblatt des Sybariten, weinerliche Verzweiflung eines verwöhnten Muttersöhnchens über gewöhnliche Lebensübel, die man mit Würde tragen muß — mit solchen Vorwürfen törichter Unkenntnis setzte Carlyles Schimpfen ein, der förmlich Purzelbäume schlägt, als ob ein dichtender Lord schon ein Verbrecher sei. Daß ein vornehmer Herr das Menschheitleid zu vertreten wagt, wirkt auf diesen schrullenhaften Querkopf wie ein rotes Tuch auf den Stier. Er höhnt mit plebejischer Roheit Byrons Schmerzensschreie, als greine hier nur der Katzenjammer der Genußübersättigung. Dagegen hat der ihm nahestehende Ruskin, auf dessen Orakel gleichfalls eine große Gemeinde lauscht, gelegentlich geäußert: Byron sei wohl so ziemlich der größte Dichter aller Zeiten, wenn man auf reine poetische Schönheit sehe. Eugen Dühring vollends stellt ihn in seinen „Größen der Weltliteratur" an die oberste Spitze aller Dichter und Helden, feiert den angeblich verzärtelten Ichschmerzler als Ideal germanischer Männlichkeit, während er überall sonst Kleinlichkeit, Unsittlichkeit, Unwahrhaftigkeit wittert. Sein tiefer Wahrheitsinstinkt geht da nicht irre und ihm als Sachverständigen germanischen Rassebegriffs empfahl sich dieser Skalde, zugleich ein Sänger und ein Held, als höchster germanischer Typus. Wenn aber für jeden Verstehenden tiefste Wahrhaftigkeit diese Weltpoesie durchpulst, dann muß auch sein so oft erschütternd sein Weltweh durchtönendes persönliches Leid einem Lebensgeheimnis entspringen, so tragisch und ergreifend, daß es ihn bis zum Tode beschattete. „Es sei, und foltert es mich auch, dies Weh soll eine Zunge finden!" (Manfred.) „Ich wirkte selbst an meinem Sturz, der geschickte Pilot meines eigenen Elends." (Epistel an Augusta.) „Es ist nicht, daß ich nicht durch meine und meiner Ahnen Fehler die Wunde

verdiente, an der ich innen verblute, und wäre sie von gerechter Waffe geschlagen, sollte sie unverbunden fließen." (Ch. Harold.) Diese unwillkürlichen Geständnisse würden ebenso unverständlich bleiben, wie die früher zitierten ominösen Privatäußerungen, wenn wir nicht den Ariadnefaden für dies Labyrinth der Widersprüche durch unsre neue Entdeckung geboten hätten. Denn in Byrons bisher bekanntem Leben gewährt nichts einen Anhalt für so düsteres schuldvolles Weh, wie es im Manfred sich austobt, noch für die nur seiner wissenden Schwester verständliche ruhige Erklärung, er habe selbst sein Elend heraufbeschworen und die innere Wunde an und für sich verdient. Weder Lady Byron gegenüber noch sonstwie in Jugend und Mannesalter hatte er sich irgend etwas vorzuwerfen, wenn der bisherige Stand der Byronforschung abschließend wäre. Wir aber haben nun den Finger in die Wunde gelegt und jeder ungläubige Thomas, sofern er nur Logik und Unparteilichkeit im Prüfen unsrer Darlegung bewahrt, wird uns wohl oder übel folgen müssen.

Wenn wir aber ergründen, daß Byrons Poesie- und Charaktergeheimnis untrennbar mit dem Lebensgeheimnis verflochten, daß seine dichterische Heldengröße lediglich durch wildes Ringen mit wirklichem schwerstem Seelenleid unter ungewöhnlicher Schicksalsverkettung sich zum Uebermenschentum erhob, dann haben wir die tiefste Wahrhaftigkeit seines Denkens und Dichtens ein für allemal erwiesen und einer wahren Psychologie der Aesthetik, einer neuen Einsicht in das Wesen des Genies als einer Schwergeburt seelischer Kämpfe, ein weites Feld geöffnet.

Die G. Sand redet in der Vorrede der „Lelia" vom „bleichen Reflex", den Byrons Schatten über alles moderne Schrifttum warf und den man als heiliges Erbe anbeten müsse. Ihr Liebhaber Musset, dem sie pseudobyronisches Gift in venezianischem Kristallkelch kredenzte, glaubte auch in die Fußtapfen „dieses großen Mannes" zu treten. Doch bei

all diesen Nachfahren, auch den Russen Puschkin und Lermontow, den Deutschen Lenau und Heine, verflüchtigt sich der Weltmeerozon britischer Inselgröße in weichem Waldgeruch, der Wald flüstert nur, nicht der Ozean rauscht. Mochte der junge Einsiedler von Newstead Abbey fühlen: es geht ein finsterer Geist durch unser Haus, und mochte das Seufzen Childe Buruns auf dem Grabhügel des Achilles recht erhaben, aber recht unreif klingen in stelzbeinigem Sprachgang der alten Schule, die spleenige Blasiertheit des Dandytums hat ihn nie angekränkelt und der Einsiedler vom Genfer See und Mittelmeerstrand sang als lichter Geist das Hohelied der Moderne, wo hehre Begeisterung für Menschheitsbefreiung jede Skepsis überlebt. Freilich, daß es ein hohes Lied ist, das macht ihn der Philistermoderne so unbehaglich, die keine aristokratischen Herrenmenschen duldet. „Der fessellosen Seele Genius, Freiheit, wie leuchtest du auf Kettenerz!" Aber die entfesselten Maulwürfe wünschen kein Leuchten. Giordano Brunos Sonettsehnsucht, sein von Universaleffekt geweitetes Herz begehre nur noch eins: den Märtyrertod in Flammen, ward ihm erfüllt. Und so fuhr Byron, der einen Heldentod in Hellas als schönstes Los pries, im feurigen Wagen eines Opfertodes gen Himmel. Das verschüttete Marmorbild einer vorbildlichen Dichtergestalt haben wir hier ausgegraben.

Das Gefasel über Byrons Subjektivität, die sich stets ums eigene liebe Ich gedreht habe, verkehrt durchaus den Tatbefund. Im Gegenteil wird er immer überraschend schwach, wenn er seinen Privatkummer wiederkäut und immer groß, wenn er, wie glücklicherweise in all seinen größeren Werken, sein Persönliches der ganzen Menschheit verknüpft. Er braucht breite Entfaltung, wenn das unorganische Chaos seines Schöpferinstinkts, alle üblichen Naturgesetze verachtend, das Wachsen einer neuen metaphysischen Welt erzielen soll. Mit Recht nennt er seine drei Gedankendramen „Mysterien", doch sein ganzes Schaffen ist ein My-

sterium. Wir geben den Schlüssel zu dieser Blaubartkammer. Sein Lebensgeheimnis arbeitete in ihm wie das biologische Gesetz der Mutation, wie es de Vries entdeckte, das alle stufenweise und langsame Evolution durch spontane trotzige Revolution übern Haufen wirft und eine noch unentwickelte Pflanze durch Zersprengung alles schwächeren ihr anhaftenden Stoffes zu einer höheren Gattung umbildet. Wenn sein eigenster Gesang aus eigenstem Abgrund dämonische Magie heraufholte, so mochte Goethes Wunsch: „Wohl sei ihm doch, wenn er sich selbst empfindet" in die Mahnung ausklingen: „Und wie ich ihn erkannt, mög' er sich kennen!" Diesem ergreifend erhabenen Brudergruß noch ein Wort beizufügen wäre Entweihung. Doch wir dürfen mit dem Altmeister schließen: „Denn wir glauben dich zu kennen."

Anhang: Lovelaces „Astarte“



Nachdem unsere Arbeit vollendet, erkennen wir, daß Lovelaces „Astarte" genauerer Widerlegung bedarf, da sonst stets neue Einwände erhoben werden könnten. Absichtlich unterließen wir, auf gewisse Dinge einzugehen, die scheinbar Byrons und seiner Gattin Verhalten noch unbegreiflicher machen. Denn selbst Kritiker, die blindgläubig auf des Enkels Anschwärzen des Großvaters d. h. auf seine sogenannten Dokumente bauen, geben zu, daß jede innere Logik dabei fehle und aus Lady Byrons Handlungen niemals zu entnehmen sei, sie habe an Mrs. Leighs Schuld geglaubt. Unlösliches Rätsel aber würde uns Byron selber. Denn wer der von Gehässigkeit strotzenden Darstellung des liebevollen Enkels folgt, dem stellt er sich als Gemisch von Irren- und Zuchthäusler dar, durchsättigt von beispielloser Verlogenheit. Wir würden irre an unserer eigenen Theorie, daß Ethik und Intellekt sich entsprechen und in jedem scheinbar widersprechenden Falle eine Unterschätzung des Ethischen oder Ueberschätzung des Intellektuellen bei einem angeblich bösen Genialen vorliegt d. h. daß der Betreffende ethischer oder aber minder bedeutend war, als man glaubt. Natürlich läßt man aber, je größer ein Ausnahmemensch, desto freiere Ausnahmemoral gelten. Gewisse von veraltetem Strafrecht verpönte Neigungen Friedrichs d. Gr., Lionardos, Michelangelos (Platen berief sich ja sogar auf Shakespeares angeblich homosexuelle Sonette) bedeuten uns nur Lappalien angesichts der sonstigen höchsten Tugenden solcher Männer. Und wenn man fälschlich Napoleon sinnlichen Umgang mit Schwester Pauline und Stieftochter Hortense nachsagt, so würde Byrons sogenannter Inzest mit seiner Halbschwester

uns sein reines Bild um so weniger trüben, als hier ja besondere Schicksalsverkettung zwei Waisen aneinanderschloß. Wohlgemerkt aber dies als allverschlingende Lebensleidenschaft verstanden, wie Manfreds für Astarte. Nicht nur fällt dies aber bei Byron weg, da laut Lovelace selber das Verhältnis höchstens 1813—15 bestanden haben könnte, umrahmt von anderen Liaisons vor- und nachher nebst nachfolgender Ehe, sondern die Begleitumstände widern durchweg an. Hiernach scheint Byron ebenso toll wie verderbt, ebenso grausam brutal wie feige lügenhaft.

Nun wissen wir aber aus tausend Tatsachen, daß dieser Verbrecher geradezu ein Ausnahmemensch an Mitleid, Güte, Großmut und Rücksicht war bis zur Sentimentalität, der sozusagen jedem Wurm aus dem Wege ging, Jagen und Angeln abschwor, daß er ferner ein Muster von Mut und trotziger Wahrheitsliebe, und daß dieser Tolle ein äußerst weltkundiger Ironiker war. An diesen allgemeinen Eigenschaften zweifelt niemand, nicht der ärgste Nörgler wie Galt, obendrein aber müßten wir noch allen Zeugnissen über sein Eheleben mißtrauen, ferner alle Aeußerungen Byrons, wie wir sie im Text früher aufzählten, für abgefeimte bewußte Lügen halten. Solche bereitwillige Unterwerfung darf Lovelace nur von unkundigen Schwätzern (vgl. „Neue Rundschau", 5. Heft 1908) erwarten, aber nicht von uns. Wir ziehen vor, die Logik in Ehren zu halten: wenn Byron der war, für den alle Zeugen ihn halten, wenn er seine erhabenen Werke schuf, so glich er keinenfalls dem elenden Wicht, den sein pietätloser Enkel uns aufschwatzen möchte. Denn nicht um sinnliche Ausschreitung handelt es sich hier, das wäre völlig belanglos, sondern um einen von Grund aus morschen Charakter, der mit der Wahrheit ebenso frech umspringt wie mit der Sitte. Fürs erste betrachten wir aber seinen jeder Ehrerbietung baren Abkömmling als einen Frechling ohne Scham und würden, gestützt auf obige Psychologie, seine Denunziation selbst dann wegen innerer Unwahrscheinlichkeit ableh-

nen, wenn er wirklich Beweise hätte. Doch so perfide er den **Advocatus diaboli** seiner schlechten Sache spielt, werden wir die fortwährenden inneren Widersprüche Schritt für Schritt nachweisen.

Daß die Stiefgeschwister, die sich übrigens nur selten sahen, bis zu Byrons Rückkehr aus Hellas in rein geschwisterlichem Verhältnis standen, bestreitet L. nicht. In der Tat begegnet man in Byrons Briefen und Auslassungen bis 1813, während er seine toten Freunde und Thyrza betrauert, nirgends einer besonderen Bezugnahme auf seine Schwester. Etwas so Außerordentliches, Gefährliches und Unnatürliches wie sinnliche Geschwisterliebe erwacht aber nicht über Nacht, auch nicht in einem von anderer tragischer Leidenschaft erfüllten Herzen. Man stelle sich vor, daß Augusta, im Sommer 1813 auf Besuch bei Byron in London lebend, ihn durch ihre Frage nach Thyrza (siehe früher) in finstere Erregung versetzt, Byron aber schon damals mit ihr gleichzeitig in sträflichem Verkehr steht! Noch mehr: außer Lady Lamb, mit der er brach, habe er damals mit zwei anderen vornehmen Damen Ehebruch getrieben. Mit der einen, Lady Oxford, habe er nach Sizilien reisen, d. h. sie zeitweilig entführen wollen; dann habe er umgekehrt mit Augusta absegeln wollen, was nur an dringenden Vorstellungen Lady Melbournes scheiterte, die „um das Geheimnis wußte". Diese, auch ihm entfernt verwandt, war aber sowohl die Schwiegermutter der verabschiedeten Mätresse Lamb als die Tante der künftigen — Lady Byron, um die er sich schon Mitte 1812 bewarb!!

Man blicke in diesen Abgrund von Frivolität! Byron, noch eben von Verzweiflung um Thyrza erfüllt, doch geneigt, eine standesgemäße Ehe einzugehen, ergibt sich, weil Miß Milbank ihm damals einen Korb gab, den Nachstellungen Lady Lambs, hat aber dann zwei neue Verhältnisse — was ja möglich ist, weil eben alle Weiber ihm nachliefen und derlei damals im Highlife einfach üblich war — und dan-

delt dann nebenher Blutschande mit Augusta an. Die biedere Lady Melbourne weiß dies — woher, wieso? —, läßt aber trotzdem später ihre Nichte ruhig den Verworfenen, wie sie ihn doch auffassen mußte, heiraten! Noch unglaublicher: schon 1814 „soll" Byron unlautere Ansichten über Geschwisterliebe geäußert, ja als förmlicher Exhibitionist in Briefen und Gesprächen seinen Inzest angedeutet haben! Eine Frau sei schwanger von ihm, und die Tochter solle Medora heißen! Dieser total Verrückte belastet also nicht nur sich selbst durch offenes Bekenntnis eines „Verbrechens", bei dem die britische Moraljustiz keinen Spaß versteht, sondern gibt auch die über alles Geliebte selber dem Unheil preis!

Die völlige Absurdität dieser Lovelaceschen Fabeln übersieht ihre eigene Entkräftung durch spätere „Beweisstücke". Denn wie konnte Lady Byrons Partei ausdrücklich bekennen, daß man keine Beweise habe, Byron selbst aber nach der Scheidung von Augusta verächtlich schreiben: „Was weiß man oder kann man wissen!", wenn er selbst sich so den Gegnern in die Hand gegeben hätte! Die Wahrheit schält sich hier bald heraus durch die Behauptung, man habe in der „Braut von Abydos" Mrs. Leigh als Modell vermutet. Da haben wir's wieder! Immer Identifizieren des Dichters mit seinen Dichtungsfiguren, wie im Manfred, Dichtung als persönliches Privatleben! Daß Byron gelegentlich sich etwa über Geschwisterehe der alten Aegypterkönige freigeistig äußerte — beiläufig lebte der berühmte Minister Louis' XV., Choiseul, zeitlebens in Ehe mit seiner Schwester —, mag sein. Hieraus und aus der mißverstandenen „Braut" — denn tatsächlich handelt es sich dort n i c h t um Geschwisterliebe — konstruierte sich ein Klatsch, der aber sicher erst nach Lady Byrons Trennungsskandal sich hervorwagte. Angebliche Zitate von Aeußerungen Byrons erklären wir für erlogen, denn wären sie gefallen, würden sie wohl nicht erst heut nach fast 100 Jahren ans Licht kommen, und „Briefe" für Fälschungen, solange man sie nicht prüfte.

Lovelace kann aus dem Familienarchiv viel hervorzaubern, warum tat er es nicht bei Lebzeiten seines Vaters? Auch begreife, wer kann, wie gewisse Briefe Mrs. Leighs an Byron und umgekehrt in dies Archiv gelangten. Daß Augusta seine kompromittierenden Briefe nicht verbrannte, zu einer Zeit, wo sie schon vor den Folgen zitterte und in Gefahr war, erscheint unfaßlich. Noch weniger begreift man, daß ihr kurzer Brief vom Dezember 1814 erhalten blieb, der doch für Byron kein teures Andenken sein konnte. Oder glaubte er ihn als Beweis gegen die Anklage verwahren zu sollen? Denn tatsächlich enthält er nichts, was ein nicht böswillig Verdrehender verwerten könnte.

„Wie gewöhnlich habe ich nur kurze Zeit ... zu erwidern ... Es war sehr, sehr gut von Dir, an mich zu denken inmitten alles Besuches ... mein Besuch hat A. (Annabella Milbank) himmelhoch gelobt ... Ich möchte erfahren, wann die Hochzeitsglocken läuten ... ich habe keinen Augenblick weiter, Teuerster, und sage nur noch: stets die Deine." So schreibt eine vielbeschäftigte Hausfrau an ihren Bruder, wahrlich nicht die Geliebte an den Geliebten. Wo soll hier Frivolität zwischen den Zeilen grinsen? Etwa darin: „Sie hat auf Deinem Bilde einige Aehnlichkeit mit Mignonne (Kind Medora) entdeckt, die deshalb bei bester Laune ist"? Ist's etwas Besonderes, daß die Nichte etwas dem berühmten Onkel gleicht? Ist der Scherz, der Säugling sei darüber erfreut, irgendwie verdächtig? Wie viele Schwestern mögen ähnlich ihren Brüdern geschrieben haben!

Die von Prothero mitgeteilten Ausdrücke Byrons gegen die „Leibeigenschaft der Ehe", ferner die angebliche Szene, die er ihr wegen Anspielung auf Drydens „Sebastian" (Geschwisterliebe) machte, und seine angeblichen späteren Sticheleien — wer verbürgt sie? Lady Byron in Briefen und Aeußerungen, also die für uns in dieser Hinsicht verdächtigste Quelle. Wäre dem aber so, so würde sie dabei schwerlich so „harmlos" angespielt haben, und wenn Augusta

mit Gleichgültigkeit darüber wegging, so braucht dies wahrlich keine „gutgeheuchelte" gewesen zu sein, Byrons eigene angebliche „boshafte Anspielungen" aber könnten einen ganz anderen Sinn gehabt, nämlich laut unserer Enthüllung sich auf das Geheimnis des einstigen „jüngeren Bruders" bezogen haben. Selbst wenn wir aber solchen Behauptungen der nicht mehr vernehmungsfähigen Lady Byron — d. h. in Lovelaces Darstellung — Glauben schenken, wären daraus nur Byrons übliche Ironiebravade und ihr eigener dunkler Argwohn zu entnehmen. Bestand dieser aber wirklich? Alle Anzeichen bezeugen das genaue Gegenteil, wofür wir auf unsern Text verweisen, wobei wir aber absichtlich das einzige Dokument unterdrückten, das Lovelace triumphierend vorweisen kann, weil wir es nämlich für ganz belanglos halten. Am 14. März 1816 setzte nämlich Lushington ein Schriftstück in der Scheidungssache auf, unterschrieben von zwei anderen Zeugen, dessen Echtheit wir nicht bestreiten. Hier nun bestätigt sich wirklich der alte Verdacht, daß Lady Byron öffentlich aufs bestimmteste ableugnete (siehe unsern Text), was sie heimlich als Selbstargwohn bekannte und was dann von den Zeugen Wilmot und Doyle durch Gemunkel ausgestreut sein muß — von Lushington schwerlich, es sei denn absichtlich zur Irreführung der öffentlichen Meinung. Das Ganze zu zitieren hat keinen Zweck, schon wegen des schwerfällig gewundenen Juristenstils, wohl aber die Hauptpunkte. „Die Gründe für den Verdacht wurden nicht zum Beweis, Lady Byron hielt sich nicht berechtigt, auf diesen Verdacht hin Lord B. zu verlassen." O Lovelace, o Logik! Also erstens kein Beweis, zweitens ausdrückliche Betonung, dies sei nicht der Grund der Scheidung!! Ferner: „Mrs. L. habe seit ihrer ersten Begegnung mit Lady B. stets die höchste Güte und Aufmerksamkeit gezeigt, sich möglichst bemüht, die gewalttätige Grausamkeit (!) Lord B.s zu mäßigen." Die erbärmliche Frechheit, Byron als Unhold auszu-

geben, ihn, der kein Tier leiden sehen konnte, gegen Frauen schwach wie ein Lamm war, bedarf keiner Widerlegung. Wir wiederholen: nie hat die luchsäugige Dienerschaft auch nur von einem Zank gehört. Selbst die Anschwärzer wagen nur von einem „es soll" zu reden, richtig scheint nur, daß Byron sich im Dezember 1815 in überaus erregter Stimmung befand, aber aus sehr anderen Gründen (vgl. Text). Am 3. Januar 1816 scheint es wirklich zu einer bitteren Aussprache zwischen den Gatten gekommen zu sein, denn am 6. verkehrt er mit ihr nur brieflich. Dieser klare Brief beweist erstens, daß er völlig seiner Sinne mächtig war, so würde in ähnlichem Fall jeder beliebige schreiben. Die junge Wöchnerin soll zu ihrer Erholung (26 Tage nach Geburt Adahs) aufs Land gehen, da er den jetzigen Hausstand auflösen will — wofür die pekuniären Belästigungen genügend Grund geben. „Natürlich sollen Deine Bequemlichkeit und Neigung in erster Linie berücksichtigt werden. Es gibt eine sichere und bessere Fahrgelegenheit als die Postkutsche, falls sie Dir nicht lieber ist, wovon ich Dir schon gesprochen habe. Halte das, wie Du willst!" Kann man rücksichtsvoller Fürsorge treffen? Für unsere Theorie aber ist von Wert festzustellen, daß jener einmalige „abscheuliche Auftritt", in dem die Gatten sich zum letzten Male sehen, keinesfalls, worum er sich auch gedreht haben mag, das Inzestthema berührte. Sonst hätte man wenigstens in Lushingtons Schriftstück daraus Kapital geschlagen. Dies fährt fort mit der kostbarsten Selbstvernichtung: Lady B. *glaube* bei Mrs. Leigh Gewissensbisse wahrgenommen zu haben, „wenigstens legte sie es so aus, *obschon sie nicht weiß, ob die Gefühle Mrs. Leighs so etwas bedeuteten*", höchst merkwürdig der sicher nur für Lushington verständliche Zusatz: „Gewissensbisse über das genannte Verbrechen *oder ein anderes von ähnlich dunkler Art*". Diese Wendung spricht für uns Bände: offenbar Unterschiebung Medoras und Verheimlichung der Thyrzaaffäre seitens der Mitwisse-

rin Augusta gemeint. Ungeheuerlich auch der Widerspruch: „Weil L. B. stark zu milder Auffassung der Vorgänge neigt, deutete sie beim Zusammenleben mit B. nie solchen Verdacht an"! Nicht? Und „das Gerücht ist von Lady B. weder verbreitet noch bestätigt worden"? Das glauben wir, aber die Logik entging dem braven Lovelace: daß dies „Gerücht" ihr eben sehr gelegen kam, um nachträglich mit solchem Vorwand herauszurücken. Nun folgt eine drollige Erklärung, sie wolle „jede Möglichkeit eines Unrechts an Mrs. L. vermeiden", deshalb setze sie ihren Verkehr mit ihr fort! Welches Gesicht müßten aber die drei Unterzeichneten geschnitten haben, wenn sie den von uns zitierten überschwenglichen Brief Lady B.s an ihre teuerste Schwester Augusta nach der Trennung gelesen hätten! „Verkehr"? Intimste Freundschaft!! Das Gewäsch schließt: „Lady B. sollte, was auch später geschehen mag, hieraus kein Nachteil erwachsen." Das ist der Juristenstil des Mitwissers Lushington, und die Nachschrift: „Oben angeführte sind die wahren Gründe meines Verhaltens. A. I. Byron" macht die ominöse Unklarheit nicht besser. Wozu diese unnütze Nachschrift? Wer zu viel unterstreicht, beweist nichts, nämlich nur einen verdächtigen Eifer.

Denn nun kommt unser Nachweis, wie verlogen Lovelace die Dinge arrangiert. Zwischen den Schwägerinnen bestand während ihres Zusammenseins seit 15. November 1815 in Byrons Haus eine solche Intimität, daß Byron argwöhnte, „sie hätten sich gegen ihn verschworen"!! Aus Rache legte er sich als Direktoriumsmitglied von Doury Lone eine „**maitresse en titre**" zu. Ach, wirklich? Mit beneidenswerter Unverfrorenheit wird also die schon damals erschöpfend widerlegte Lüge, Byron habe eine Schauspielerin Mrs. M. als Mätresse, erneut dem Publikum vorgelegt! Augusta sei ihm damals entfremdet gewesen, weil sie stets „Enthüllungen irgendwelcher Art" von ihm befürchtete — wohl möglich, aber Thyrzadinge — und beide Frauen

lebten in beständiger Angst vor ihm! Byron als Ritter Blaubart ist auch nicht übel. Niemand wird leugnen, daß sein Benehmen in Lovelaces vergifteter Phantasie durchweg als das eines moralischen Lumpen erscheint, der auch jede gesellschaftliche Form verlor. Nur seltsam, daß sein Briefwechsel auch in jener Zeit — z. B. mit Galt in ziemlich prekärer Sache — ihn als Meister weltmännisch lebensfluger Liebenswürdigkeit zeigt, wie denn Wilkie Collins ihn für den Musterbriefsteller für Gentlemen erklärt hat. Wenn Byron meint, seine beiden Damen, die ihn doch beide liebten, hätten sich gegen ihn verschworen d. h. liebten sich gegenseitig mehr als ihn, so läßt sich dies mit unheimlichem Besitzrecht auf die Schwester nicht zusammenreimen. Jedenfalls aber erhellt daraus, daß seine Frau in jenen Monaten, die ihrem plötzlichen Entschluß voraufgingen, gewiß keinen Grund für ihren Argwohn hatte. Nach ihrer Abreise schrieb sie täglich an ihre teuerste Augusta mit maßloser Zärtlichkeit. Nun wohl, da sie erstens keinerlei B e w e i s (siehe das Schriftstück), zweitens eine so „milde Auffassung“ hatte, überzeugt, daß der Inzest, selbst wenn er wahr sei, lange vor der Ehe liege, da ferner selbst jenes Schriftstück klar bezeugt, daß sie Augusta aufrichtig als beste Freundin liebte, und ihr völlig klar sein mußte, die Schwester wolle sich gründlich von Byrons Neigung lossagen, so trifft das für die sonstigen Liebeleifabeln Gesagte selbst hier zu: sie müßte eine Verrückte und eine böse Hexe gleichzeitig gewesen sein, wenn sie auf unbestimmten Verdacht hin drei Leben (das ihre, Byrons, Augustas) zerstört hätte. Und siehe da, sie schreibt noch am 16. Januar sofort nach ihrer Ankunft bei ihren Eltern an Augusta, der sie noch von unterwegs überströmend herzlich geschrieben hatte: sie habe ihre Eltern in alles (!) eingeweiht, Byron sollte ihr nachkommen, „meine Mutter könnte gegen ihren eigenen Sohn nicht liebevoller sein“. (Unbequeme Briefe solcher Art sind nicht nach Lovelaces Geschmack, er ver-

schweigt sie meist oder geht über alles Widersprechende leicht hinweg.) Ihren Eltern schwindelt sie angeblich vor, Byron wolle ihr Kind seiner Schwester in Obhut geben. Jedenfalls deutet sie mit keiner Silbe auf Inzest hin, denn ihre Mutter besprach sich danach mit Augusta, ob Byron wirklich wahnsinnig sei.

Wie nach Obigem ihr Vater schon am 2. Februar Scheidungsantrag stellen konnte, bleibt unfaßlich. Denn in den offiziellen Akten befindet sich nicht mal ein Anhalt für Byrons „Gewalttätigkeit und Grausamkeit", wovon das geheime Schriftstück schwatzt, obschon hier allein ein positiver Grund vorgeschützt werden konnte. Wie findet sich aber der pietätvolle Enkel mit der Erklärung seiner Großmutter ab, sie habe ihre wahren Gründe nie ihren Eltern, sondern einzig Lushington mitgeteilt und sonst niemand, ferner damit, daß L. zur Versöhnung riet, doch plötzlich nach geheimer Unterredung am 22. Februar jede Versöhnung ausschloß? Er bezieht dies auf das Schriftstück vom 14. März. In diesem aber steht ausdrücklich, das Inzestgerücht sei ja allgemein verbreitet „und Mrs. L.s Ruf hat darunter gelitten". Begreift der Ankläger nicht den vernichtenden Selbstwiderspruch? Laut ihm wußte man schon 1813 davon, Lady Byrons eigene Tante sogar Näheres, nur deren Eltern sollten sogar nach dem Trennungsskandal nichts vom allgemeinen Gerücht erfahren haben? Nein, offenbar handelten gerade sie unterm Einfluß dieses Gerüchts, und wenn Lady Byron dazu schwieg, so wäre doch unsäglich lächerlich gewesen, daß sie „nur" Lushington nachträglich feierlich ein offenes Geheimnis mitteilte, das diesen gar nicht überraschen und erschüttern konnte. Und wieder merkt man nicht die Falle, in die man sich verstrickt. Man vergleiche L.s Versicherung, „nur" ihm sei das Geheimnis anvertraut — holla, und die Unterschriftzeugen Wilmot und Doyle?! Und welcher Grund lag für diese *drei* Mitwisser vor, Schweigen zu bewahren, warum kam nicht wenigstens nach Mrs. Leighs Tode ihr

Zeugnis zutage? Juristen pflegen aber juristische Beweise zu verlangen und statt Byron zu belasten, hat Lovelace uns also mit dem Beweis bereichert, daß Lady B. keine positiven Beweise hatte. Wäre also ihr Rechtsvertreter dem gegnerischen mit diesem Schriftstück gekommen, so hätte Romilly trocken abgelehnt: „Nach Ihrem eigenen Eingeständnis seien Sie unserer Gegenklage wegen ‚libel' gewärtig." Wir verweisen auf früher Gesagtes, daß R. der Letzte gewesen wäre, selbst ein moralisch laxer Herr, auf beweisloses Gerücht hin seinen berühmten Klienten fallen zu lassen. Also brachte ihm sein Gegner unanfechtbare Beweise — für was? Erwiesenermaßen demnach für etwas anderes als den Inzest. Das von Lovelace als Bombe betrachtete Schriftstück bedeutet daher für unsere Divination umgekehrt einen Sprengstoff für die ganze Inzestfabel: einen planmäßigen Streich Lady B.s im Einverständnis mit ihrem Vertrauten, unter Herbeiziehung von zwei ahnungslosen Zeugen die öffentliche Meinung zu verwirren und zugleich eine Kautele zu schaffen, um ihre den Umständen nach einfach unmögliche Freundschaftsfortdauer der angeblich Schuldigen gegenüber zu erklären.

Nun rede man uns aber nicht Verdrehtheiten vor, die der menschlichen und vollends der Frauennatur ins Gesicht schlagen. War Augusta schuldig, also in den Augen einer moralischen Britin ein Monstrum, so verschuldete sie zugleich Lady Byrons Zusammenbruch. Diese lebenslange Märtyrerin war laut Augustas Zeugnis „zum Skelett abgemagert, aschfahl, ein hohler Ton in ihrer Stimme, eine unnatürliche Ruhe in der Haltung". Zu unterstellen, daß sie ohne jedes Rachegefühl nie die geringste Vergeltung an der Schuldigen übte, es über sich ergehen ließ, daß beim Rückschlag der Volksgunst sie als bösartige Närrin und Augusta als beschimpfte Heilige galten, heißt sie zu einem leibhaftigen Engel machen. Und selbst ihre Verteidiger hüten sich sehr davor. Und nochmals: da sie doch keine Beweise hatte und

Byron sich nicht scheiden lassen wollte, wie stimmt ihre Selbstzerstörung auf bloßen Verdacht hin zu ihrer „milden Auffassung, der sie stark zuneigt", weshalb dies sie „nicht berechtigt habe, Byron zu verlassen"?! Widerspruch und kein Ende! Ungewöhnlich edel und klug, handelte sie also höchst unedel und unklug. Denn ob sie schwieg oder nicht, wurde Augustas Ruf durch den Scheidungsskandal zugrunde gerichtet, und ihr Schweigen war wahrlich keine Tugend, da es ihr ja an Beweisen fehlte! Wie reimt sich das zu ihrer Liebe und Dankbarkeit, da sie angeblich sogar ihre Lebensrettung vor Byrons „Gewaltsamkeit" ihrer „teuersten Augusta" schuldete, von pflichtgemäßer Rücksicht für Byron ganz zu schweigen, die sie doch im Brief vom 16. Januar ausdrücklich versprach? Und das alles trotz ihrer Ueberzeugung, daß schlimmstenfalls der Inzest vor der Ehe stattfand und ihre teuerste Freundin und Schwägerin sich längst von Byron lossagte? Diese abscheuliche Rachsucht auf bloßen Verdacht hin, ja sogar falls sie Beweise gehabt hätte, könnte man nur von einer pharisäischen Puritanerin erwarten, die ihrem Moralgötzen sich selbst und ihre Liebsten opfert, alle Zeugen bekunden aber für sie das Gegenteil. Nachdem sie aber ihr Gift verspritzte, schwingt sie sich nun umgekehrt zu übernatürlicher Nachsicht und Verzeihung auf, geriert sich dauernd als „Schutzengel" der Sünderin, die sie doch offenbar haßte, wie das perfide geheime Schriftstück zeigt — oder nicht? lehrt nicht trotzdem das nämliche Schriftstück, daß sie ihrer Schwägerin sehr zugetan blieb? Man wird hier aus nichts mehr klug, alles ist unnatürlich, der beweislose Rachehaß wie die zärtliche Freundschaft für die nämliche Person, die durchaus hinterlistig bösartige und die spätere sanft verzeihende Haltung, weder das eine noch das andere stimmt zu ihrem wahren Charakter.

Denn wenn laut Lovelace Augusta freiwillig im Sommer 1816 brieflich ihre Schuld gestand, dann lag für L. B. wahrlich kein Grund mehr vor, weiter Freundschaft zu heu-

cheln und bis zum Tod der Schuldigen 1851 mit ihr intim zu verkehren. Wer einem das Leben vernichtete, dem bleibt man mindestens fern, selbst Engel vergeben wohl reuigen Sündern, schließen sie aber nicht als Intimste an ihr Herz. Wer aber soll an ein Schuldgeständnis Augustas glauben, während Byron vom Ausland her an sie die rührendsten Briefe richtete! Das wäre wiederum ein schändlicher Verrat an ihrer Liebe, ein Preisgeben Byrons an den Erzfeind, abgesehen von dem moralischen Selbstmord, sich selbst auszuliefern. Bis auf weiteres halten wir L.s Dokumente für Fälschungen oder Mißverständnisse, denn wenn sie damals an Byrons Freund Hodgson schreibt: „Ich kenne keinen ruhigen Augenblick mehr", so entspricht dies dem sonstigen Tatbestand auch bei völliger Unschuld. Und Byron? „Es wäre besser, Deine Geheimnistuerei zu erklären — was für ein Geheimnis hast Du vor mir?" Klingt dieser Briefsatz nicht ganz unverständlich, wenn wir eben nicht annehmen, Augusta habe von L. B. die wahre Thyrzasache erfahren und spiele „in dunkeln Andeutungen" darauf an? Und wenn er, von aller Welt verlassen, ihr schreibt: „Wir hätten zusammen leben können wie alte Jungfern und Junggesellen", so bezeichnet er doch deutlich ein keusches Verhältnis. „Ich habe Dich mehr geliebt als irgendwen . . . ich bin vom einzigen Wesen getrennt, das mich je hätte lieben können." Also hat sie ihn noch gar nicht so geliebt, wie er wollte?! Die Korrespondenz scheint so gut wie ganz aufgehört zu haben, erst im Mai 1819 erfolgt aus Venedig jener seltsame Brief, der anhebt: er müsse sich entschuldigen, daß er nichts mehr von sich hören ließ. Eine Manfred-Astarte-Liebe, die „schreibfaul" ist und betont, „daß wir beide nichts gemein haben als unsere Zuneigung und Verwandtschaft"! Gleichwohl besitze er noch „grenzenlose Anhänglichkeit, die mich zu wirklicher Liebe für andre Menschen als Dich unfähig macht". Und derlei mehr. „Ich bereue nichts als diese verfluchte Heirat . . . die Verfolgung durch den

boshaften Teufel, der mich aus meiner Heimat trieb und sich gegen mein Leben verschwor, indem er mich alles dessen berauben wollte, was es kostbar hätte machen können." Wie, soll Lady Byron dieser Teufel sein? Spricht man so von ungerechter Verfolgung, von jemand, dem gegenüber man sich schuldig weiß? Das ist ja das Lallen eines Verrückten. Aber Byron befand sich damals in höchster Geistesklarheit, hatte die geniale Ironie der ersten Don-Juan-Gesänge der Welt ins Gesicht geschleudert und dabei auch Lady Byron verspottet. Nun, es wäre töricht leugnen zu wollen, daß gewisse Stellen dieses sonderbaren Briefergusses stutzen machen, obschon fast alles einen minder verfänglichen Sinn haben kann als den von Lovelace hineingelegten. Doch so unmöglich erscheint jedem, der alle Umstände vergleicht, das ganze Geschreibsel, daß Edgecombe die geradezu tolle Behauptung aufstellte, der Brief sei an Mary Chaworth gerichtet, was freilich durch jede Zeile des Inhalts widerlegt wird. Aber verdächtig wirkt von vornherein, daß die Namenanrede „Meine . . ." gestrichen ist, die aber nur aus drei bis vier Buchstaben bestand, was doch gewiß nicht „Augusta" bedeuten könnte. Und diesen wilden verzweifelten Brief hat die liebende und geliebte Schwester spornstreichs zu ihrem „Schutzengel" getragen, der sofort fordert, sie solle das „Ungeheuer" ignorieren?! Da er mit Rückkehr nach England droht, dürfe sie ihn nie dort wiedersehen. Laut Lovelace zeigt sich Byron hier als unritterlicher schamloser Lump, der beide Frauen ängstigt, L. B. als unerbittliche Tyrannin, A. als feige schwache Närrin, höchst unwürdig einer solchen Liebe. Aber seltsam, aus L. B.s Briefen spricht deutliche Angst und A. schreibt an sie: „Den ganzen Tag denke ich nur an Dich und fühle mit Dir, es tut mir so leid um Deine Eltern, das wirst Du glauben, liebste beste Annabella." Möchte uns der Ankläger mal aufklären, was das zu bedeuten hat! Also nicht die angebliche Sünderin fürchtet sich, sondern sie bemitleidet die

selbstgerechte stolze Tugendsame und vor allem deren Eltern? Warum denn? Der Skandal war ja längst vorüber, L. B. und ihre Eltern lebten auf dem Lande, würden B. schwerlich begegnen, der doch nur selber etwas von der Inzestenthüllung zu fürchten hatte. Statt dessen zürnt er jetzt auch der Schwester, weil sie ihn an Rückkehr hindern will. Begreift man diese Umkehrung der Begriffe, wenn man Lovelaces Ansicht ernst nimmt? Also der Schuldige droht mit Rückkehr und alles rennt, rettet, flüchtet? Byrons notorischer Wunsch, sein angenehmes Liebes- und Ruhmesleben in Italien zu verlassen und das verhaßte England wieder heimzusuchen, gäbe ein neues Rätsel auf, wenn er sich einer Ueberführung der Inzestschuld dabei aussetzte. Und am 31. Dezember droht er der Gattin mit seiner Autobiographie. Er habe darin das Wesentlichste weggelassen. „Doch nicht in dem Teil, den Du besitzen sollst, dieser ist ausführlich genau, ich wünschte, Du könntest irgend etwas darin bezeichnen, das Dir nicht wahrheitsgemäß erscheint . . . Du sollst erfahren, was ich über Dich und die Deinen denke, Du wirst nichts Schmeichelhaftes für Dich finden . . . Doch ich möchte künftigen Geschlechtern keinen solchen Bericht hinterlassen, ohne gerechterweise es Dich sehen zu lassen, was Du nach meiner Schilderung bist . . . Wenn Du auf Beschuldigungen antworten willst, so tu es.“ Er spricht von allen, „die ihn besudelt und verleumdet haben“, sein Dasein nochmal autobiographisch durchzuleben sei „manchmal Notwendigkeit und sogar Pflicht“.

Träumen wir? Nach der Sünderin Mitleid muß die Richterin jetzt auch noch des großen Sünders zornige Verachtung herunterschlucken? Man prüfe jede Zeile — ist denn menschenmöglich, daß ein sich schwerer Schuld Bewußter in diesem Anklägertone redet? Die Rollen sind völlig vertauscht. Hätten die Byronbiographen den genauen Wortlaut dieser Drohung gekannt, wer fände hier nicht abschließenden Beweis für seine Unschuld und ihre Schuld? Und

siehe da, man sollte denken, die L. B., die laut Lovelace so diktatorisch mit Augusta umsprang, müßte in heißem Grimm geantwortet haben: Du sprichst von Besudeln und Verleumden, du?! Statt dessen entwarf sie Konzept eines Briefes, der elegisch schließt: „Als ich zuletzt an Dich schrieb" — w a n n? w o ist dieser Brief? Merkwürdige Lücke! — „wurde ich noch beherrscht von einer Liebe, die zu tief war, um schnell erstickt zu werden." (Hier also das direkte Bekenntnis ihrer Liebe — und doch trat sie diese mit Füßen?) „Jetzt will ich nur aufrichtig Dein Wohl und würde Dein Vorgehen beklagen, wenn es mir unmöglich macht, in passiver Haltung zu verharren." Passive Haltung ist gut, nachdem sie ihr Schlimmstes gegen ihn verübt. Diese Berufung auf alte Liebe, dies betulich elegische Hinnehmen so grober Beleidigung und Drohung macht auf jeden Unbefangenen befremdlichen Eindruck. Mit solchen vagen Redensarten wirft man nicht um sich, wenn man klar und bestimmt seiner Sache sicher ist — wie sie angeblich laut Lovelace hätte sein müssen. Lägen die Dinge so, dann wäre Byrons Brief eine unerhörte Frechheit und Dummheit zugleich. Doch so groß war ihre Furcht, daß sie den geplanten Brief nicht abschickte, sondern wieder mit Lushington beriet, worauf erst am 10. März 1820 ein kurze Weigerung erfolgte, den gütigen Vorschlag einer Einsichtnahme in die Autobiographie anzunehmen. S i e selber fürchte sich nicht vor seinen Enthüllungen, „d o c h d a s G l ü c k i h r e r T o c h t e r s t ä n d e a u f d e m S p i e l". Ei, wieso denn? Adah würde doch die geheimen „Enthüllungen" nie gelesen haben, und w a s hatte B. denn zu enthüllen, wovor sie sich fürchten sollte?! Warum wollte sie selbst seine Beschuldigungen nicht lesen und etwa korrigieren, wie er anbot? Wenn das nicht ein schlechtes Gewissen verrät!

Aus Obigem erhellt, daß also noch ein besonderer Geheimteil der Autobiographie vorlag, den Moore n i c h t erhielt; wo ist dies unschätzbare Manuskript geblieben? Byron selbst muß es vernichtet haben. Warum, da er solchen Wert dar-

auf legte und darin seine Rechtfertigung vor der Nachwelt sah? Da gibt es immer nur die gleiche Erklärung wie bei allen Widersprüchen und Rätseln, die nur im Licht unserer Theorie sich lösen. 1819 ist, wie wir im Text sahen, das Scheidejahr, bis wohin er L. B. grollt, wo er auch seine heftige und in jeder Zeile Aufrichtigkeit atmende Erwiderung auf Blackwoods Schmähartikel skizzierte. Er glaubt immer noch, sie fuße allein auf dem Inzest und hier fühlt er sich nicht schuldig. 1820 aber muß er etwas vernommen haben, was seinen ganzen Ton änderte. Von den wenigen noch gewechselten Briefen wissen wir nur, daß er am 8. Oktober bat, sie möge hilfreiche Freundschaft für Augusta und deren Kinder bewahren, was sie am 10. Dezember verspricht. Am 28. antwortet er merkwürdig: „Du hast nie Grund gehabt, über sie zu klagen, Du kennst die Dankbarkeit nicht, die Du ihr schuldest. Ihr Leben und meines — und Deines und meines — waren zwei völlig getrennte Dinge ... Aber vor fünf Jahren, warum schwiegst Du damals? ... Sie und zwei andere sind die einzigen Wesen, die ich je wahrhaft liebte, ich darf es Dir jetzt sagen, denn wir sind nicht mehr jung." Diese ergreifenden Worte machen also der Gattin eine zart andeutende Liebeserklärung, stellen zugleich fest, daß nicht eine, sondern drei Frauen in seinem Leben eine bestimmende Rolle spielten.

Weil Mrs. Leigh am 26. Mai 1824 schrieb, es sei entschieden das beste, daß die Autobiographie (in Moores Händen) verbrannt werde, tut jetzt die Gegenpartei so, als habe nur sie ein Interesse daran gehabt. Das ist gelogen, auch L. B. entsandte sofort Vertrauensmänner, die auf Vernichtung drangen. Und nun die Pointe? Laut diesem ehrerbietigen Enkel, der den glorreichsten Ahnen unter allen im 19. Jahrhundert Lebenden abschwor, um lediglich die verehrte Großmutter in Heiligenschein erstrahlen zu lassen, muß Byron ein kläglicher Geselle gewesen sein, ganz abgesehen vom Inzest selber, frech und verlogen bis zum

Pathologischen. Keine pathologische Natur der Literaturgeschichte, weder Swift noch Verlaine, käme ihm gleich im völligen Zwiespalt moralischer Verworfenheit und hohen Ingeniums. Aber jeder Vergleich schließt sich von selber aus, erstens weil es sich hier um einen ganz Großen handelt, der nur von seinen Peers Shakespeare und Goethe gerichtet werden könnte, zweitens — was psychologisch noch wichtiger — weil pathologisch oder immoralisch angehauchte Dichterindividualitäten stets (öfters ja auch die sonst verleumdeten Voltaire, Rousseau, Heine) den Schmutz ihres Charakters in ihren Erzeugnissen nicht verleugnen können. Bei Byron aber finden wir durchweg unvergleichliche Erhabenheit der Gedanken und Gefühle, die angebliche Immoralität des „Don Juan" nannte er selbst mit Recht hochmoralisch, obendrein getragen von der vornehmsten Gesinnung einer von Freiheit- und Menschenliebe glühenden Begeisterung. Seine Physiognomie — Lavaters Physiognomik ist sehr berechtigt — entsprach so sehr dieser hochfliegenden Seele, daß ein undankbarer Verleumder bekannte: „Wer ihn sah, konnte ihm nie mißtrauen." Alle einwandfreien Zeugen bekunden aber obendrein die Güte, Großmut, heitere Offenheit, ritterliche Tapferkeit seines Lebenswandels. Einige dandyhafte Posen von 1814 abgerechnet, wobei auch nur unverbürgte fragwürdige Ueberlieferung klatscht, hat man von Mystifikationssucht durchaus nichts an ihm bemerkt. Was aber von Mysteriösem in seiner Jugendpoesie zum Vorschein kam, das erweist sich nach unserer Theorie als traurige Wahrheit. Das von Lovelace gelieferte Bild — wohlgemerkt mit Ausnahme der zitierten eigenen Briefe Byrons, die keineswegs, richtig gelesen, seiner Großzügigkeit widersprechen — muß also Fälschung und Lüge sein, weil es in jedem Zuge zu tausend anderen Dokumenten und Zeugnissen wie die Faust aufs Auge paßt. Mit diesem falschen Charakterbild steht und fällt aber die Inzestgeschichte. Denn nur wenn wir an Byrons bo-

denlose Heuchelei und Verlogenheit, Brutalität und Unnoblesse, glauben, werden alle Auslegungen oder angeblichen Beweisdokumente glaubhaft. Man lese die erschütternde Tagebuchnotiz im Berner Oberland über den Sturz seiner Penaten, die Zornschreie im „Childe Harold" nebst der rührenden Apostrophe an sein Kind Adah, die unpublizierten Gedichte an Augusta, die Erklärung gegen Blackwoods, die bittere Anspielung im „Don Juan", so viele Aeußerungen über die Gemeinheit des Tugendkollers wider ihn, über den sich ja auch Macaulay entrüstete, und die „schweigende Verleumdung" — ja, man vergleiche den Beschuldigungs- und Drohbrief an L. B., er habe die Wahrheit aufgezeichnet — und man folgere: Er ist entweder rein und schuldlos in dem Punkte, den er für entscheidend hielt, oder der ärgste Heuchler, der je gelebt. Und das soll Byron sein, der knabenhaft Aufrichtigste der Menschen im Umgang? Er soll Lady Blessington die von uns zitierte Tugendverherrlichung über seine edle Schwester, den „Turm der Stärke", rhapsodiert haben, wo er im Gegenteil sie als feige schwache Verräterin ihrer Liebe kennen mußte?! Und welch toller Selbstwiderspruch, daß man einerseits die abgefeimteste Verlogenheit, anderseits aber im „Manfred" eine schamlos offene Inzestbeichte voraussetzt! Wir könnten dies Thema innerer Unmöglichkeit endlos fortspinnen. Irgendwo in Lovelaces „Dokumenten", von seiner sonstigen voreingenommenen Hineindeutung zu schweigen, muß eine Unwahrhaftigkeit oder direkte Fälschung stecken, denn es ist einfach unglaublich, weil unnatürlich, daß Augusta sich ohne jeden Zwang L. B. gegenüber selbst bezichtigt haben soll oder daß sie regelmäßig Byrons intime Briefe an L. B. auslieferte. Deshalb ist ja die Authentizität des sogenannten „Liebesbriefes" aus Venedig schon anderseits bestritten worden, überschwengliches Gefühl eines Genial-Abnormen braucht übrigens durchaus nicht mit realer sinnlicher Auslebung verwechselt zu werden. Nun soll zwar Medora Leigh 1814 geboren sein,

doch Edgecombe versteht ja zu beweisen, daß sie untergeschoben worden sei, was damals noch ziemlich leicht war. Von da ab aber zu möglicher Annahme, daß diese Medora überhaupt nicht 1814 geboren wurde, sondern einer früheren Zeit angehörte, ist es nicht weit. Irren wir aber hier, so ändert dies wenig an unserer sonstigen Theorie, daß jedenfalls ein anderes Kind aus früherer legitimer Ehe existierte. Denn L. B.s angebliche Enthüllung von Medora, sie sei Byrons Kind, nur durch Mackay bezeugt, braucht weder geschehen, noch objektiv richtig gewesen zu sein, wobei immer noch das Dilemma bliebe: glaubte sie daran oder schwindelte sie absichtlich? Denn nun kommen wir zu ihrem eigenen Betragen laut Lovelace. Sah er nicht, daß er trotzdem ihr Andenken bemakelte, selbst w e n n der Inzest Tatsache? Er selbst bestreitet nicht, das geheime Schriftstück bestätigt es sogar ausdrücklich, daß der angebliche Inzest v o r der Ehe lag. Da aber L. B. eingestandenermaßen sowohl Byron als Augusta innig liebte, und beide die Zuneigung erwiderten, Augusta bis zur Selbstverleugnung, so kann ihre Scheidungstaktik nur als durchaus lieb- und geradezu ehrlos betrachtet werden. Nur wenn das Verhältnis fortbestand, war sie moralisch und juristisch (v e r g a n g e n e Sünden des Gatten sind auch „religiös" kein Scheidungsgrund fürs „Sakrament der Ehe") im Recht und sie selbst wußte das Gegenteil, ja noch mehr: sie hatte überhaupt keine Beweise für ihren Argwohn. D i e s d e u t l i c h s t b e t o n t z u h a b e n, während alle Antibyronianer natürlich an strikte Beweise glaubten, ist Lovelaces unfreiwilliges Verdienst! Schauen wir nun das juristisch gewundene Schriftstück näher an, so besteht sein einziges Motiv in der Vorbeugung, es solle L. B. aus ihrer dauernden Intimität mit der von ihr selbst Bezichtigten „kein Nachteil erwachsen"! Kein Rechtschaffener begreift solche Zweideutigkeit, und Lushington, ein Ehrenmann, hätte gewiß gefolgert: „Entweder ist Mrs. L. unschuldig und dann ist zur Scheidung kein Grund, oder sie

ist schuldig und dann gebietet jedes natürliche Gefühl, daß Sie sie von sich stoßen." Doch es kommt noch besser. Dies hinterhältige Phrasengeschmier betont ja wörtlich, daß sie nicht berechtigt sei, wegen beweislosen Verdachts B. zu verlassen!! Und doch verließ sie ihn deshalb?! Löse mir, o Derindur! Denn was die sonst vorgebrachten Vorwände betrifft — wir sahen ihre Nichtigkeit —, so belastet L. B.s Beharren bei B.s angeblicher „Grausamkeit und Gewalttätigkeit" sie im höchsten Grade. Denn das ist sowohl psychologisch als nach allen Zeugnissen eine abgefeimte Lüge, auf nichts gestützt als auf B.s tatsächliche Selbstmordgedanken in jener Zeit, die sich aber nicht gegen Gattin und Kind, sondern gegen sich selber kehrten. Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, also log sie vermutlich auch bezüglich Mrs. Leigh. Und wie steht es mit ihrer öffentlichen Ableugnung jeder Gemeinschaft mit Augustas Verleumdern? Mit ihrer skrupellosen Durchführung der Scheidung d. h. Hetze gegen die geliebten Byron und Augusta, trotzdem sie dazu „nicht berechtigt" und trotz ihres liebevollen Briefes vom 16. Januar 1815?! Daraus werde ein anderer klug. Ihr Ehrenretter sollte an das Wort denken: Gott schütze mich vor meinen Freunden! Da wären wir also richtig bei der perfiden pharisäischen lügenhaften Lady der üblichen Legende, selber „grausam" in feiger Bosheit. Jetzt begreifen wir sofort, wie Byron ein so schlimmes Urteil über sie anfangs fällen konnte, daß sie übergeschnappt oder „Klytämnestra" sei. Doch nein, wir teilen ja Lovelaces hohe Meinung von seiner Großmutter. Genau so wie wir Byron für nachweislich unfähig zu der ihm vom verleumderischen Enkel zugeschriebenen Heuchelei und Verworfenheit halten, so auch L. B. für unfähig zu ähnlicher Heuchelei und Rachsucht. Soll ferner der Inzest 1813 vorgefallen sein, wo B. sich meinethalben in mehreren (nach unserer Meinung nur einer) Liaisons und seiner Salonlöwenschaft herumtrieb, so fragt man: Ist Blutschande denn ein

Pappenstiel? Die bigotte Maria Magdalena, die sich angeblich L. B. freiwillig unterwarf, kann unmöglich im ersten Impuls solches „Verbrechen" begangen haben und die allbezwingende Leidenschaft eines Dandys, der mit allen Weibern kokettiert, macht lachen. Manfred-Astarte sind ein ganz anderes Paar, nie aber glich Augusta dieser Astarte weder im Aeußern noch Innern, weder im Gemüt noch Lebensentwicklung. Wo findet sich in B.s so aufrichtigem Tagebuch dieser Zeit irgendwelche Anspielung darauf, wenn man nur richtig liest? „Die Einzige Gott weiß wo"! wo er die Schwester teils unterm eigenen Dache, teils sonst in der Nähe hatte?!

So vermag Lovelace nichts als uns neue Waffen zu liefern. Unmöglicher Byron, unmögliche L. B., unmögliche Mrs. L., alle drei nur verständlich, sobald wir unsere Theorie zugrunde legen und freilich das angebliche Schuldbekenntnis als erlogen beiseite schieben. Denn wer sich in das Geheimschriftstück vertieft, greift förmlich mit Händen, daß L. B. hier Komödie spielt, um ihre wahren Motive zu verschleiern, im Einverständnis mit Lushington. Es war ein starkes Stück, dabei zwei Outsidern (Wilmot und Doyle) offiziell zu gestehen, daß sie gar keine Beweise habe, und doch wagte sie es, um einerseits eine Handhabe zu erfinden, anderseits ihre Intimität mit ihrer Vertrauten und Mitwisserin Augusta begreiflich zu machen. Und wer bürgt dafür, daß selbst der spätere Briefwechsel beider Frauen nicht abgekartete Komödie war?

Und, Mylord Lovelace, wie kamen Sie dazu, 1869 emphatisch alles Inzestgefabel in Abrede zu stellen, weil der schriftliche Nachlaß L. B.s absolut das Gegenteil beweise?! Keine Ausflucht hilft, entwederdamals oder jetzt täuschten Sie haarsträubend. Wen wollten Sie schonen? Mrs. L. ruhte seit 18 Jahren im Grabe. Wenn Sie Ihre Großmutter so verehrten, war-

um straften Sie deren angebliche Aussagen damals Lügen und verunzierten so ihr Andenken, worauf sich Unzählige gestützt haben bei ihrer Verunglimpfung der Märtyrerin? Nur meine Ehrenrettung reinigt ihr Bild, die Ihre nicht. Aber sollten Sie dies nicht selbst erkannt haben? Und doch entschlossen Sie sich zu Ihrer Verzerrung des glorreichen Ahnen, obschon für die verteidigte Ahnin nicht viel Gutes dabei herauskommen konnte? Oh, Sie bauten auf die Oberflächlichkeit des Publikums, das stets dem Schein gehorcht und nicht nachprüfend in die Tiefe steigt? Merkwürdig! Solche Animosität gegen den eigenen Großvater, den unveräußerlichen Ruhm Englands, läßt sich auf natürliche Weise kaum erklären. Denn was wiegt der Wahn, L. B. sei eine bösartige Närrin gewesen, neben Ihrer Brandmarkung des großen Ahnen, dessen Blut Sie im Leibe trugen, als eines Moralattentäters von exhibitionistischer Perversität?*) Da kann man mir nicht verübeln, wenn ich schließe, daß nur persönliches Interesse Sie bestimmte, noch rasch vor Ihrem Tode den parthischen Pfeil abzuschießen. Späte Bekehrung zu einst entrüstet abgelehnter Verleumdung macht noch lange nicht öffentliche Anklage des Enkels begreiflich. Ihre Ueberzeugung in Ehren, doch muß diese Abnormität nicht gerade meiner Theorie verdächtig erscheinen?

*) „Selbst hier würde meine Hand zittern, den Namen zu schreiben!“ beichtet sein Tagebuch, gerade in der Zeit angeblicher Verirrung betonend, er lebe meist von Wasser und Brot, weil er nie den Sinnen untertan sein wolle! Also was man nicht mal dem Geheimfach anvertraut, trägt man schwatzhaft auf den Markt! Und die Schwester trägt geheimste Briefe zur Waffenschmiede wider ihn! „Die Welt hab' ich durchwandert, doch deinesgleichen fand ich nicht“, ist dies Manfreds Astarte, fern jedem profanen Schmutze?

Inhalt

Druck von Mänicke & Jahn in Rudolstadt.

Nachtrag

Wir streiften das 1909 erschienene Buch von Edgcumbe — so schreibt sich der Herr statt des orthographisch richtigeren Edgecombe — nur gelegentlich, weil wir es nicht beachtenswert fanden, erfuhren aber seither, daß dieser Unfug in Gelehrtenkreisen vielen Anklang fand. Kleinlaute Bestürzung über Lovelaces „Enthüllungen", nachdem man sich darüber geeinigt, daß Lady Byron eine monomanische Närrin und er ein Unschuldsengel war, verriet nur die gleiche Kritiklosigkeit, unfähig zu divinatorischer Analyse, mit der man jetzt aufatmend eine neue Fabel begrüßt, zu welcher angeblich der Murrayverlag einen Zunftgelehrten ausrüstete. Um das Inzestmärchen aus der Welt zu schaffen, paßt dieser sich einfach den Lovelace-Dokumenten an, um ihnen eine andere Deutung gewaltsam abzupressen. Dies verworrene Gespinst wäre einfach nie entstanden, wenn nicht Lovelaces Buch und — Tod voraufgingen. Dieser Mortiner starb sehr gelegen. Der Widersacher des Toten steht und fällt mit dessen eigenen „Urkunden", welchen Selbstwiderspruch diejenigen nicht begriffen, die von Entkräftung der nämlichen Beweismittel reden, auf die sich Edgcumbe so gut wie Lovelace stützt. Jede Voraussetzung des ersteren fällt fort, nachdem wir früher bewiesen, daß letzterer sogar tödliche Waffen gegen die eigene These uns auslieferte.

Byrons Vaterschaft zu Medora Leigh ist für Edgcumbe eine ausgemachte Sache. Wir sind hierüber, auch über den Venedigbrief an Augusta, der ja verschiedene Auffassungen zuläßt, uns bisher nicht schlüssig geworden, so daß man hier ein Schwanken vermuten könnte, wollen aber jetzt die größte Deutlichkeit nicht vermeiden. Also Byron habe 1813 oder

1814 — zur Auswahl — geprahlt, eine Frau sei von ihm schwanger und das Kind solle Medora heißen*). Der Idiot bezichtigte also sich selbst, der Kavalier gab die Ehre der Schwester preis — vor wem? Man schämt sich förmlich, diese „Zeugin" zu nennen: seine verabschiedete Mätresse Lady Lamb, die gleich nachher ein lächerliches Romanpamphlet gegen ihn losließ! Eine eifersüchtige Hysterikerin von psychopathischer Verlogenheit! Dies schlechte Frauenzimmer, dessen Zeugnis uns veranlassen würde, selbst einen von uns gehegten Glauben sofort zu kassieren, sog sich dies einfach n a ch „Medoras" Geburt rachsüchtig aus den Fingern. Denn die köstlich unbestimmte Datierung wird um so ergötzlicher, als sie schon Ende 1812 von Byron abgeschüttelt wurde, wie das Impromptu „Remember thee?" lehrt und er ihr deshalb sorgsam aus dem Wege ging, als sie ihm mit Skandalen drohte. Auf Nachwehen dieser Art bezieht sich ein Brief an Moore vom Sommer 1813, daß er in einer Patsche (scrape) stecke; die Weiber ließen einem keine Ruhe. Der frivole Zusatz lehrt, daß es sich um nichts seelisch Ernstes handelte, eine Tagebuchstelle über ein mögliches Duell stimmt dazu. Nun war aber Mr. Musters, Gatte der Jugendflamme Byrons, Mary Chaworth, schon Anfang 1813 von ihr wegen eigener Untreue, Trunksucht, Brutalität getrennt, hatte also wahrlich nicht auf Eherechte zu pochen. Trotz dieses sinnfälligen Widerspruchs dient der Brief an Moore den Edgcumbe und Genossen als „Beweis", um aus freier Hand zu erfinden, Byron habe im Juni oder Juli — nach Belieben — mit Mary irgendwo — nach Belieben — grausen Sündenfall begangen. Daß er nach früherer allgemeiner Ueberlieferung sie seit Oktober 1811 nie wiedersah, ändert nichts daran, daß das Kind Medora aus jenem beliebigen

*) Wirklich? Die Heldin im „Korsar" hieß anfänglich laut Moore Ginevra, laut Galt Francesco, erst im Druck kam der Name Medora hinzu, also kann Byron unmöglich schon 1813 von „Medora" geredet haben, und das Kind wurde schon anfangs 1814 geboren!

Sommerfehltritt stammte, von Augusta aus Schwesterliebe eiligst adoptiert, wozu der gute Ehemann Oberst Leigh natürlich Ja und Amen sagte! Nun ist Kindesunterschiebung stets eine kitzliche, schwierige Sache, vollends wenn zwei Damen der Gesellschaft sie unter sich im Lichte der Oeffentlichkeit vollziehen. Dazu gehören immer zwei, und die Behauptung, Mary sei im Januar 1814 hochschwanger gewesen, genügt nicht, denn war auch Augusta hochschwanger? Sonst hätte Medoras Geburt doch wohl sicher Aufsehen erregt, doch meldeten sich nach dieser Richtung so wenig Zweifel, daß laut Lovelace damals schon von Inzest gemunkelt wurde, wozu nur die angebliche Geschwisterliebe in „Braut von Abydos" Nährstoff lieh. Augusta war also a u ch schwanger, wo blieb ihr Kind?

Uebrigens ist ja die ganze Unterschiebungsthese nicht mal neu, sondern, was ich bisher schamvoll verschwieg, m e i n geistiges Eigentum. Schon 1887 führte ich in meiner „Geschichte der Englischen Literatur" aus, die in England keineswegs unbekannt blieb: Medora könne adoptiert sein, wofür einige Umstände zu sprechen schienen. Da ich Gleiches auch schon 1883 in einem Essay über Jeffersons so unwirklichen „Wirklichen Byron" darlegte, worüber in englischen Blättern ein Bericht stand, so scheint nicht gerade ausgeschlossen, daß Edgcumbe sich dorther seine abenteuerliche Erfindung sog: Medora sei Frucht eines angeblichen Ehebruchs von Byron und Mrs. Musters gewesen. 1897 verknüpfte ich dies mit meiner eigenen Theorie, da in solchem Falle ja auch das Geburtsdatum gefälscht sein könnte. Heute aber frage ich: weil Mackey 1869 so etwas berichtete und selber dazu ungläubige Zweifel äußerte — das scheint den Herren unbekannt —, und weil Lovelace es in den Kram paßte, dies ohne weiteres als bare Münze zu nehmen, deshalb sollen wir etwas völlig Unbeweisbares ernsthaft diskutieren? Lady Byrons Interesse für das gefallene Mädchen stimmt zu ihrer Spezialliebhaberei der Gefallenenret-

tung — sie stiftete ein Magdalenenheim — und ebenso zu ihrem Versprechen an Byron 1820, sich stets „Augustas und ihrer Kinder“ (Plural) anzunehmen. Und wenn sie in jenem Geheimdokument das ihr zugetragene Inzestgerücht als Deckung und Vorwand benutzte, was doch selbst den Harmlosesten kopfscheu machen muß, warum sollte sie dann zweideutige dunkle Winke in Sachen Medora nicht zu gleichem Zwecke mal wiederholt haben? Byron aber waren Vatergefühle nicht fremd, siehe die ergreifenden Stanzen an Tochter Adah, seiner natürlichen Tochter Allegra gedenkt er oft, auch in seinem früheren Testament, wo er sie versorgt. Vergebens aber sucht man nach mündlicher oder schriftlicher Erwähnung Medoras, auch nur andeutungsweise, selbst in der Todesstunde spricht er von Augustas „Kindern“ im Plural. Das den Leighs früher zugesagte Legat wurde gleich abgeändert, sobald er eine legitime Tochter hatte, und kam nie zur Auszahlung. Augusta hatte von ihrem angeblichen übermenschlichen Opfermut nicht den kleinsten Vorteil, sie starb verarmt. Nun bedenke man, daß sie gerechten Anspruch auf Unterstützung durch Mary Musters gehabt hätte, besonders nach Byrons Tode, eine reiche Frau, die über ihr Vermögen verfügen konnte. Und diese Mutter benahm sich so unanständig, nicht mal zum Unterhalt Medoras beizutragen?! Wohin wir blicken, Humbug und kein Ende! Was lebenslang Dunkel verhüllte, zuckte in Byrons Todesbeichte auf, doch die Namen „Mary“, „Medora“, die sich von selbst auf die Lippen gedrängt haben würden, hat Fletcher nicht vernommen!

Daß Augusta später die sündhafte Tochter verstieß, paßt freilich nicht zu ihrem milden Charakter und würde allenfalls vermuten lassen, daß sie nicht ihre Mutter war. Aber bei einem Schandfleck der Familie kam so etwas oft genug auch bei richtigen Müttern vor und der „Vater“, Oberst Leigh, hatte doch auch ein Wort mitzureden. Die eigentlichen Tatbestände aber sprechen alle logisch dafür, daß hier gar

nichts Geheimnisvolles vorlag, daß Medora genau so Leighs Tochter war wie die anderen Kinder. Jeder Unbefangene muß es ratsam finden, sich nicht durch solche Seitensprünge von der rechten Fährte ablenken zu lassen. Mary damals „hochschwanger"? Dann erfuhr sicher auch Herr Musters davon, da man im Falle legaler Trennung den Lebenswandel zu überwachen pflegt für Scheidungsgründe; so etwas läßt sich nicht verheimlichen. Schon deshalb wäre es barer Unsinn, an ängstliche Hütung der „Ehre" Marys zu glauben, da Musters das Wesentlichste ohnehin gewußt hätte. Da er aber selbst zuvor der schuldige Teil, so stand einer Scheidung in allen Ehren mit beiderseitiger Einwilligung nichts im Wege, und Byron konnte jederzeit seine Geliebte heiraten. Das nämliche wiederholte sich ja auch später noch bei seiner eigenen Scheidung, falls Lady Byron dahinter kam und dies ihr Scheidungsgrund gewesen wäre. Mary kehrte erst 1817 zu ihrem Gatten zurück und beide Geschiedenen konnten sich sofort ehelichen, was auch materiell zu Byrons Vorteil gewesen wäre, da sie eine reiche Erbin war und hierdurch allen böswilligen Gerüchten über den wahren Scheidungsgrund der Boden entzogen wäre. Daß eine angeblich lebenslange allbeherrschende Leidenschaft nicht zu dauernder Eroberung schreitet und alle Hemmnisse überwindet, die eigentlich schon alle weggeräumt waren, paßt zu Byrons herrischen Instinkten, wie die Faust aufs Auge. Er hätte sicher die Liebesbeute an sich gerissen.

Sie selber wollte nicht, sondern zur Tugend zurückkehren, die sich ihr in Gestalt des tugendsamen Musters vorstellte? Daß sie, zwischen zwei Stühlen sitzend, heroisch und standhaft ihre Liebe überwand und das bessere Teil der Pflicht erwählte, wie Edgcumbe phantasiert, solchen Scherz ernsthaft erörtern, verlohnt sich kaum. Erstens besann sie sich noch lange Jahre auf besagte Rückkehr, was also 1814 sie nicht bewogen haben kann. Zweitens fühlte sie sich unmöglich als Ehebrecherin, da doch der skandalöse Musters zuvor der schul-

dige Teil. Drittens stieß sie durch erneutes Abwenden von Byron diesen doch eher auf die Bahn des Lasters oder in eine unglückliche Ehe hinein, und wenn sie ihm zu heiraten empfahl (Phantasie Edgcumbe), so widerspräche dies jeder Psychologie der Frauenseele, da er doch sie liebte und jederzeit heiraten konnte. Oder liebte sie, die oberflächliche Kokette, die einst dem „lahmen Jungen" den schneidigen Sportsman Musters vorzog, auch jetzt Byron nicht trotz ihrer vorübergehenden Hingabe? Dann wahrlich verdiente sie nicht die beispiellose Rücksicht, die Byron und Augusta ihr angeblich angedeihen ließen. Und jede Seelenverwickelung unterliegt hier dem einfachen Muttergefühl: da sie Medora gebar, gebot ihr Mutterpflicht, das Kind zu legalisieren.

Uebrigens berührt Moores Biographie, den wir zu Gefallen phantastischer Märchenspinner für „eingeweiht" halten sollen, die unglückliche Jugendliebe Byrons für Mary und deren späteres Schicksal nur trocken und obenhin, ganz und gar in dem nebensächlichen Sinne wie Byron selber. Eine an Mary erinnernde Tagebuchnotiz Byrons — die einzige, der wir je begegnen — druckt Moore gleichgültig ab. Auch muß jeder Psychologe darüber lächeln, daß Byron aus rein künstlerischem Bedürfnis unmittelbar nach der Scheidung im „Traum" seine Jugendliebe urbi et orbi mitgeteilt hätte, also gleichsam die Oeffentlichkeit darauf stoßend, wenn ihm alles daran lag, nie an sein Mary-Geheimnis zu rühren und es stets verborgen zu halten*)! Es steht dies auf

*) Wenn der Zwang poetischer Konzeption ihn hier verführte, als ob jene Jugendillusion noch einen Raum in seinem späteren Seelenleben eingenommen hätte, so bezeugt er immerhin auch hier ausdrücklich, daß seine unerfüllte Liebe sich nie ausleben konnte. Beiläufig scheint mir doch psychologisch unmöglich, daß mir, als ich Marys Enkelin bei Noël kennen lernte, gerade, als ich meinen Roman „Der Traum" veröffentlicht hatte, nicht der kleinste Wink über etwaige spätere Beziehungen gegeben wurde, wenn irgend etwas Wichtiges hier noch im Hintergrund geschlummert hätte.

einer Stufe mit naiver Begrüßung des „Manfred" als offenes Schuldbekenntnis, während der pietätvolle Enkel ihn doch als ableugnenden Heuchler auffaßt — als ob ein Schuldiger gerade das aussagen würde, was seine Feinde wünschen! Ein Halbwissen Moores — denn mehr war es sicher nicht — möchten wir freilich daraus schließen, daß er sich nicht entbrechen konnte, den Rapport Fletchers über Byrons Verzweiflung im Tode wortgetreu wiederzugeben und sogar das Gedicht „An meinen Sohn" auszugraben, das doch nur durch seine Indiskretion ans Licht kam, und sogar ominösen Fingerzeig dabei nicht zu unterdrücken. Keinesfalls aber deckte sich, was er ahnte, mit Lovelaces und Edgcumbes Thesen, denn er glorifiziert die Schwester, gleitet kühl über Mary weg, und die Ehescheidung scheint ihm ersichtlich nur mit Unverträglichkeit ohne tiefere Gründe zusammenzuhängen. Seine offenbare Unbefangenheit kontrastiert hier vielsagend mit seiner krampfhaften Bemühung, Thyrza als Phantasiegeburt zu malen, wobei zweckbewußte Absicht durchschimmert. Wenn Edgcumbe sich hier auf Moore beruft und das heutige Haus Murray dies zuläßt, so erscheint dies mehr dreist als komisch, sintemal gerade die große Murrayausgabe von 1853 endgültig mit Moores absichtlicher Finte aufräumte.

Der unmöglichen Mary paart sich stilgerecht eine unmögliche Lady Byron. Es verrät lächerliche Unkenntnis des damaligen Highlife, zu wähnen, die angebliche kurze Liaison mit Mary vor der Ehe hätte Lady Byron aus der Ruhe bringen können. Die Sittlichkeit ihrer eigenen Kreise stand so tief, daß die meisten Paare wegen Untreue hätten geschieden werden müssen, Ehebrüche waren das Uebliche, und sie wußte recht gut, daß ihre eigene Kusine Lamb mit Byron, ohnehin im Geruch der Donjuanie, ein stadtbekanntes Verhältnis angebandelt hatte. Betont doch ihr Tagebuch: es sei ihre Pflicht, ihn schonend auf den Pfad der Tugend zurückzuführen. Auch hat keine Gattin moralisch und juristisch

das Recht, den Mann wegen verflossener Verfehlungen zur Rechenschaft zu ziehen, sofern diese nicht ihre eigenen Rechte schmälern. Lushington hätte sie ausgelacht, wenn sie ihm mit solchen Albernheiten kam. (Geradeso wie bei der Clairemontfabel, die übrigens jüngst durch M. Eimers Studie darüber erneut entkräftet wurde: sie hat Byron in England nie gekannt.) Das besonders Entschuldbare im Falle Mary zu verkennen, wäre sie die letzte gewesen mit ihrer vornehmen Gesinnung. Byron konnte nimmermehr voraussetzen, sie werde ein ihr geschenktes Vertrauen mißbrauchen und Mary öffentlich bloßstellen, die ja obendrein gar keine Gefahr lief, angesichts des selber schuldigen Musters. Edgcumbe aber sah sich bemüßigt, um sein Märchen schmackhafter zu machen, das Unmögliche durch noch Unmöglicheres zu überbieten. Den Vogel unter all den Verrückten schießt nämlich bei ihm Augusta ab, aus Lovelaces schwarzer Sünderin sich zur Heiligen verwandelnd. Denn nun platzt die Bombe, jetzt enthüllt sich der Clou der Vorstellung: um Mary zu decken, nahm sie zeitlebens den Fluch auf sich, als inzestschuldig zu gelten!

Wie entstand wohl zuerst im erfinderischen Kopfe dieser verflucht gescheite Einfall? Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen, wenn nicht das Hosianna in Gelehrtenkreisen uns lehrte, daß sie gern den Köder des heillosesten Unsinns schlucken, wenn nur einer von ihrer Gilde damit angelt, während sie sonst nach handgreiflichen Beweisen schreien. Wir denken uns die Entstehung so. Eine Ueberlieferung sagt, Lady Byron habe mal Byrons Schreibtisch erbrochen und dort (statt erwarteter anderer Dinge) bloß Briefe einer verheirateten Frau an ihn gefunden. Möglichenfalls die paar Briefe, die Byron und Mary 1814 wechselten. Dies setzte die gestaltende Phantasie nun so fort, daß ein späterer Fund, den jene Haushälterin beim Erbrechen von Byrons Geheimpult machte, sich auch auf Mary bezog, nämlich „wahrscheinlich" auf Medoras Herkunft! Nun?

Aber nein, die Schriften überzeugten Lady Byron von — Augustas Mutterschaft, daher Entsetzen, Scheidung, lebenslanges Schweigen! Ist dies auch Wahnsinn, hat es noch Methode? Waren die Schriftstücke wahrheitsgemäß abgefaßt, und weshalb sollte sie sonst Byron in einem Geheimpult verborgen haben, so mußte ja daraus klar hervorgehen, daß Medora nicht Augustas Kind war — nach Edgcumbes These. Oder deuteten sie nur auf Byrons Vaterschaft hin, ohne daß Augustas Adoptivrolle sich daraus ergab — „wahrscheinlich", nicht wahr, daß Byron und die Schwester noch unter sich Verstecken spielten? — dann hatte ja Lady Byron Beweise, die sie aber nicht hatte, wie das Geheimschriftstück betont. Beiläufig fungierten die zwei Unterschriftzeugen Wilmot und Doyle, auf deren Bluffung es berechnet, später als Vertrauensmänner Lady Byrons und Augustas bei Verbrennen der Autobiographie. Nie haben sie etwas von „Inzest" hören lassen, das Märchen starb damals an eigener Auszehrung. Was sie sich bei Lady Byrons steter öffentlicher zärtlicher Gemeinschaft mit Augusta dachten, was vollends Lushington? Er hätte sie doch verachten müssen, wenn sie ihn vom Inzest als ihren Scheidungsgrund unterrichtet und gleichwohl das „Gerücht" wiederholt entrüstet in Abrede gestellt hätte! Er bewahrte ihr aber ritterliche Verehrung. Sicher enthielten jene gestohlenen Schriftstücke, nach deren Besitznahme und Vorweisung an Lushington die Entscheidung fiel, vollständig andere Dinge. Edgcumbe phantasiert weiter: um Lady Byron nur ja in ihrem Inzestwahn zu lassen, habe Augusta sich nun selber schuldig bekannt und diese Komödie ihr Leben lang weitergesponnen. Sie handelte also geradezu ruchlos gegen ihre eigene Familie (Mutter von sieben Kindern), an welche der Makel vielfacher gesellschaftlicher Aechtung sich mit heftete, perfide gegen die zärtlich geliebte Schwägerin, ihre „beste Freundin", deren Leben sie so erst recht verbit-

terte und zu ewigem Brüten über unheimliche Verderbnis des geliebten Genialen verdammte. Selbst Mary diente sie nicht damit, denn diese fiel in Irrsinn, wie Byrons „Traum“ betont, schon 1816, und wenn Edgcumbe dies abschwächt, gibt er doch zu, daß sie sich nie mehr recht erholte und stets in halber Geistestrübung blieb — was natürlich durch deren eigene unglückliche Ehe psychopathisch die einfachste Erklärung findet. Die Lächerlichkeit, daß Erhören eines alten Anbeters durch eine von ihrem Manne wegen dessen Untreue schon getrennte Gattin um jeden Preis mit beispiellosen Opfern vertuscht werden mußte, steigert sich also noch: posthume Eifersucht auf eine arme Irre bei Lady Byron vorauszusetzen, ist um so kindischer, als das geheime Schriftstück ausdrücklich versicherte: selbst ein Inzest, da er bestimmt vor der Ehe passiert sein mußte, würde sie nicht zum Verlassen Byrons bestimmt haben!

Den vollsten Aberwitz erreicht die phantastische Annahme vollends durch die Erwägung, daß Augustas moralischer Selbstmord gerade den vergötterten Bruder, für den sie angeblich solchen Opfermut auf Kosten ihrer eigenen Familienehre entfaltete, furchtbar geschädigt hätte. Sie unterband so jede Aussöhnung, wie sie Byron anfangs erstrebte, und ruinierte seinen Ruf, denn Lady Byrons tödliches Schweigen über den Scheidungsgrund und ihr Abscheu vor dem Unhold wären die Folgen des Schuldbekenntnisses gewesen, das Augusta freiwillig ablegte. Doch es kommt noch besser, denn sie mußte damit direkten Verrat an Byron geübt haben, ohne dessen Mitwissen sie verfuhr. Er schreibt ja heftig an sie: „Was bedeuten Deine dunklen Anspielungen? Welches Geheimnis hast Du vor mir?“ Verächtlich setzt er hinzu: „Was weiß die Welt und was kann sie wissen!“ Dies gibt der ganzen Mythe den Todesstoß. All diese Logik wäre selbst dann ausschlaggebend, wenn Edgcumbe irgendwelche positiven Beweismittel hätte. Was aber bietet er? Leere Mutmaßungen! Im Sommer 1813 geschah der grause

Sündenfall, der nach Byrons Gewohnheit sogleich poetischen Niederschlag gefunden haben mußte? Statt dessen finden wir dort das Gedicht „Remember him whom passions power“, in jeder Zeile Selbsterlebtheit atmend, worin ausführlich beschrieben, daß mit Irgendwem k e i n Fehltritt geschah und man sich schuldlos entsagte! Leider bleibt dieser Gegenbeweis für uns zwecklos, da wir überhaupt jedes Stelldichein mit Mary bestreiten. Die „Stanzen für Musik", Mai 1814, die auf schuldvolle Liebe anspielen, könnten gleichfalls nichts damit zu tun haben, da damals laut Edgcumbe das Verhältnis schon gelöst gewesen wäre. Ferner habe sein Tagebuch ihren Namen oft enthalten, Moore merzte ihn aus? Doch an der einzigen wesentlichen Stelle steht ja ausdrücklich: „O heiliger Name, bleibe stets verschwiegen!" Und ein andermal, wo Namen ausgemerzt, steht nur: „. . . und die Einzige Gottweißwo!" Das läßt dort nur tragischen Sinn zu, wie Manfred die Astarte beschwört: wo sie sei, in Himmel oder Hölle. Fand aber Moore fortwährend im Tagebuch den Namen Mary, so mußte er sich doch einen Vers daraus gemacht haben; seine nicht durchweg vertuschende Biographie verrät aber nicht die leiseste Spur davon. Obige Behauptung, aufs Geradewohl hingeschleudert, klingt um so wunderlicher, als Byrons wirklicher Intimus Hobhouse, dessen Memoiren seltsamerweise, wie auf Verabredung, nach neunjähriger Verzögerung gleichzeitig mit Edgcumbes Buch erschienen, gar nichts von Mary weiß. Also bewahrte Byron seinem Vertrauten gegenüber, den er zum Testamentsvollstrecker ernannte, völliges Schweigen, überlieferte dagegen sein angebliches Lebensgeheimnis, das mit Augustas Opfer verborgen werden mußte, dem unzuverlässigen Moore?! Da das Wichtigste in Hobhouses Leben sein Verhältnis zu Byron bleibt, erscheint die Zurückhaltung, die seine Memoiren sich auferlegen, geradezu unnatürlich. Das neunjährige Zögern, sie zu veröffentlichen, während schon der angezeigte Termin zur Jahrhundertwende Befremden erregt, da der im Druck

vorliegende Text nicht den geringsten Anlaß zu solcher Vorsicht nahelegt, erinnert uns daran, daß auch die Beecher-Stowe neun Jahre wartete, ehe sie mit Lady Byrons angeblicher Todesbeichte herausrückte — just 1869, als soeben der unbequeme Hobhouse starb? Steht dies in ursächlichem Zusammenhang, weil er sonst opponiert hätte, und ist es gleichfalls bloßer Zufall, daß jetzt auf einmal zugleich mit Edgcumbes Enthüllung diese bezüglich Byrons völlig farblosen Memoiren erschienen, als habe man sich hinter den Kulissen verständigt, alles Unliebsame zu streichen?

Einen erheiternden Scherz leistet sich die Edgcumbegemeinde, indem Mary ohne weiteres zu Byrons echter Kusine avanciert. Ein besonders Pfiffiger meinte feierlich, in England sei Heirat zwischen Cousin und Kusine anstößig. Da dies in keinem Lande häufiger vorkommt, als in England, da niemand an Jung-Byrons Werbung um Mary Anstoß nahm, da niemand außer dem Outsider Leigh Hunt je den Begriff Kusine auf sie anwendete, sintemal nur Byrons G r o ß o n k e l und Marys Großvater etwas verwandt waren und Kusinen zehnten Grades höchstens in Schottland gelten, so steckt wohl tiefer Sinn in diesem kindischen Spiele? Ja freilich! Ein Gewisser zitierte feierlich, i ch hätte schon auf Thyrza als Byrons Kusine hingewiesen, und als ich dankend ablehnte, da ich mich ja gerade umgekehrt über Jeffersons Fabel lustig machte, trumpfte jener auf: dann habe also Jefferson das Verdienst, Byrons Aeußerung zitiert zu haben, „daß Thyrza seine Kusine war!" Ein Abgrund von Unwissenheit öffnet sich hier. Trelawney behauptete nämlich, Byron habe 1823 gelegentlich geäußert: „Als ich damals England verließ, war ich umdüstert (gloomy), ich liebte eine Kusine und sie siechte dahin." Trelawny fügt in Parantheseklammer ein: „Thyrza, er war sehr sparsam mit dem Namen." Letzteres bedeutet im Englischen nur stilistische Umschreibung für: er nannte sie nie. Sonst wäre ja auch Byrons von Trelawney bezeugte Erregung, als man

ihn nach Thyrza fragte, dazu ein grober Widerspruch. Jedenfalls setzt Trelawney diese willkürliche Vermutung aus eigener Machtvollkommenheit zu, beileibe nicht als Byrons eigene Worte. Bei Trelawnys Manier steter Selbstwidersprüche, deren er längst von englischen Kritikern überführt, ist erfahrungsgemäß anzunehmen, daß er zwei ganz verschiedene, Byron entschlüpfte Aeußerungen durcheinanderwirrte, sensationslüstern überall nach Thyrza spürend, in der sein eigener Dichter- und Abenteurerinstinkt ganz richtig Byrons Lebensgeheimnis witterte. Eine andere wirkliche Kusine, als das Kind Margaret Parker gab es nicht, ein Kind „liebt" man nicht, und „als ich England verließ", ruhte sie schon neun Jahre im Grabe. Für die bodenlose Oberflächlichkeit jener Leute steht aber sofort fest, daß Byron mit der „Kusine" Mary meinte und hiermit das Urbild der *toten* Thyrza entschleiert sei! Da sie aber auch so mit einer schwindsüchtig dahinsiechenden Kusine nichts anfangen können, so erklären sie Thyrza für eine Puppe, an der Byron seinen Gram um die „für *ihn* tote, weil unerreichbare Mary" demonstrierte! Diese an den Haaren herbeigezogene Albernheit wird doppelt komisch, wenn man eine lodderige Reimerei, gleichsam eine Tagebuchnotiz, gleichfalls vom Oktober 1811, damit vergleicht, worin Byron sein letztes Zusammentreffen mit Mrs. Musters schildert, deren „kalte Verachtung", „eisigen Blick" er zornig verzeichnet und beklagt, daß er „dieses Weibes Sklave" gewesen sei. Die oberflächliche blonde Kokette glich, ebensowenig wie der Astarte — „sie glich von Antlitz mir" usw., „sie hatte die gleiche Lust am einsamen Wandern, Drang nach verborgener Erkenntnis"! — wahrlich nicht einer Thyrza, um die er einen Tugendlorbeer windet. Und welchen menschenmöglichen Sinn hätte es gehabt, all die ominösen Einzelheiten der Thyrzalieder aus freier Hand zu erfinden? In Sachen Mary aber, als klassischer Zeuge, *meldet sich Byron selbst!* Daß Mary um ein Wiedersehen bat, verbürgt freilich sein Brief vom 14. Januar

1814 an Webster: „Sie ist zweifellos unglücklich und, fürcht' ich, krank. Unsere lange Jugendbekanntschaft würde meinen Besuch nicht unziemlich machen." (Bezieht sich natürlich auf die heikle Lage einer „getrennten" Ehefrau.) Daraus folgert man dreist, er habe den Besuch wirklich gemacht. Na, wenn schon! Da Medora bald darauf geboren wurde, kann doch wohl dieser Besuch keinen Einfluß darauf gehabt haben! Beiläufig dürfte das Gemunkel von „hochschwanger" sich wohl zwanglos dadurch erklären, daß sie „krank" war. Auch entgeht den biedern Psychologen, daß Byron an einen ziemlich entfernten Bekannten die Sache gewiß nicht erwähnt hätte, wenn sie irgendwie brenzlig aussah: man lenkt doch nicht selbst die Aufmerksamkeit darauf hin. Doch siehe da! 1823 erzählte Byron gelegentlich halbhumoristisch, er habe damals ein Wiedersehen abgelehnt auf Rat seiner Schwester. Einen ähnlichen Brief aus Genua an einen Bekannten auf eine Anfrage findet man „zurückhaltend". Ja, schreibt denn ein vornehmer Herr von Weltruhm gleich mit ungebundenster Aufgeknöpftheit an einen Beliebigen? Er gibt zu verstehen, daß er von Mrs. Musters seit der Jugendzeit nichts wisse und daß sie jetzt wieder mit ihrem Gatten vereint sei, „glaube ich". Ja, was sollte er denn mehr als glauben? Daß er hier ein genaueres Wissen verberge, ist eine reine Fiktion. Uebrigens verbreitet sich der Brief auch ungeniert über seinen Großonkel, der Marys Großvater im Duell erschlug, und nimmt ersteren in Schutz. Wenn ihm jede Berührung der Maryaffäre peinlich war, würde er sich wohl schwerlich in solchen Betrachtungen ergangen haben. Ein andermal erinnert er sich auf einem Tagebuchblatt 1821 daran, daß er Mary als Jüngling heiraten wollte und wie dann wohl sein Leben verlaufen wäre, wobei er ausdrücklich betont, daß seine Liebe nie erwidert wurde — und was sei heute das Ende! Nämlich, wie im „Traum" ausgeführt, er verbannt und geschieden, sie geistesgestört und gleichfalls in der Ehe gebrochen. Jeder Unbefangene

entdeckt hier nichts als volle Aufrichtigkeit. Doch zum System Lovelace und Edgcumbe gehört unbedingt die Vorführung Byrons, des kindlich aufrichtigsten Menschen, als abgefeimter Lügner. Das fiel natürlich niemandem auf, daß Byron auf jede Frage Rede stand, ob nun mit Wahrheiten oder, wie jene glauben, mit Unwahrheiten, daß er aber zweimal, 1814 und 1823, als man ihn auf Thyrza festnageln wollte, in furchtbarer Erschütterung jede Antwort weigerte und fast in Ohnmacht fiel. Da sich dies 1814 vor der Schwester ereignete, so macht schon dies dem Maryschwindel den Garaus, denn laut ihm mußte sie sehr gut gewußt haben, was Thyrza bedeute! Daß sie „im Januar 1814“ ein Wiedersehen mit Mary abriet, bestreitet Edgcumbe nicht einmal. In dem Falle, den er ausklügelt, erbittet ein Gentleman sich überhaupt nicht Rat, sondern fliegt der Angebeteten zu Füßen, die er „hochschwanger“ machte, das ist einfach Pflicht. Vielmehr besagt die gelegentliche Erwähnung an Webster deutlich, daß er das mögliche Wiedersehen als erstmaliges seit 1811 auffaßt. In jenem Genuabrief an Coulman, 12. Juli 1823 (Prothero), hatte er schon deshalb nichts zu bemänteln, weil niemand etwas Heikles argwöhnte. So anspruchslos wirtschaften Gelehrte mit Beweisen, so nehmen sie mit Fadenscheinigstem fürlieb, wenn einer von ihrer Gilde es verzapft. Bei anderen schreien sie womöglich nach amtlichen Dokumenten!

Den Maßstab zur Kennzeichnung seiner Methode liefert Edgcumbe, indem er triumphierend den Venedigbrief hochhält: an Mary gerichtet! Und doch lehrt jede Zeile, besonders die Inzestanspielung auf Francesca de Rimini, daß er nur der Schwester gelten konnte. „Wir haben nichts miteinander gemein als unsere Zuneigung und nahe Verwandtschaft“, bedeutet nur für völlig Verblendete die sogenannte „Kusine“ zehnten Grades! Wir haben Seite 150 die Möglichkeit gestreift, daß es sich bei dem Brief um Fälschung handele, gleichzeitig aber zwei-

mal dargelegt, daß selbst der verfänglichste Satz eine harmlose Deutung zuläßt. Bei Abnormen klingt platonische Liebesbeteuerung auffälliger als gemeint, überschwengliche Zärtlichkeit für das einzige Wesen, das ihm beim allgemeinen Abfall Treue bewahrte, begreift sich, auch braucht er nie das Wort „passion", was im Englischen bei allem Sinnlichen üblich. Selbst wenn also die durchstrichene Anrede, deren vier Buchstaben freilich nicht nach „Augusta" aussehen, lauten würde „My love", so bewiese dies gar nichts, da man im Englischen dies Wort oft harmlos braucht. („Give her my love" sagt man in reinem Freundschaftssinn.) Indem wir also nun die Echtheit der seltsamen Epistel nicht anfechten, betonen wir um so schärfer, daß dem Sinne nach jede Beziehung auf Mary ausgeschlossen. Diese aber, 1817 äußerlich zu Musters zurückgekehrt, soll ja jede Verbindung mit Byron abgebrochen haben?! Und doch läßt der Brief auf fortdauernden intimen Verkehr schließen! Außerdem befand sie sich in halber Umnachtung. Wie unsinnig also die Annahme, daß Byron, dies wissend, an sie so aufregende Worte richtete! Und den für Mary ihr übersandten Brief hat Augusta, „in der Not ein Turm der Stärke", unterschlagen und spornstreichs an Lady Byron abgeliefert, um sich selbst zu bezichtigen — eine ehrlose Verräterei gegen den Bruder, die ihr gleichfalls unmöglich machte, worauf Edgcumbe sonst Gewicht legt, ihre zweideutigen eigenen Bekenntnisse später abzuleugnen, wenn die Zeit dazu kam! Warum trat diese Zeit nie ein, weder nach Byrons, noch 1832 nach Marys Tode? Warum ließ Augusta nicht beim eigenen Tode 1852 Lady Byron die Wahrheit hören, was das Herz der beiden unglücklichen Frauen erleichtert hätte? Sie hat also sowohl den Bruder als die Schwägerin verraten durch fortgesetzte perfide Täuschung, zu der nie ein Grund vorlag, erst recht nicht nach Byrons Tode!! Zu diesem Rattenkönig von Widersinn paßt es, daß Edgcumbes Anhänger gar zu glauben scheinen, Edgcumbe selbst habe

den Venedigbrief ans Licht gezogen aus dem Hausschatz Murrays, der noch viel Wichtiges bewahre! Ach Gott, Lovelace verdanken wir das Dokument, da dieser doch wenigstens auf Urkundlichem fußte. Denn alles Gemunkel, als ob Murray noch Beweiskräftiges zurückhalte, lehnen wir ab. Wäre dem so, wäre er sofort damit herausgerückt, um die Mary-Fabel zu stützen. Daß Byrons Verleger und Moore, „die Freunde", wie es summarisch heißt, die Wahrheit kannten, ist haltloser Humbug. Ueber Murray äußerte sich Byron zu Medwin 1823 sehr wegwerfend, seine Briefe an ihn sind nur freundlich herablassend, wie er denn für Murray stets „Se. Lordschaft" blieb. Moore stand ihm nie wirklich nahe, wie sein lebenslanger Intimus Hobhouse. Auch mit der verbrannten Autobiographie ist es nichts, Lady Burgersh, die sie in Italien las, bezeugt ihre Unverfänglichkeit, und Byron schreibt an Moore: „Es sind n i ch t Bekenntnisse . . . ich ließ all meine Liebschaften aus." Falls sich etwa in internsten Kreisen herumredete, die verbrannte Schrift habe eine seltsame Andeutung enthalten — vergl. Scotts Aeußerung Seite 91 —, so streifte sie sicher nur die Oberfläche. Da aber der sowohl welterfahrene als strengsittliche Scott bis an seinen Tod Byrons Andenken liebevollst ehrte, so konnte dabei weder der Inzest, noch eine belanglose Liebesirrung in Frage kommen. Das nicht für fremde Augen bestimmte Kapitel über sein Eheleben, das er Lady Byron anbot, fand sich nicht im Nachlaß. Es scheint demnach ausgeschlossen, daß Verlag Murray irgendwelches Geheimwissen verwahrt, sonst hätte er sich durch schwere Pflichtversäumnis an Byrons Andenken versündigt. Statt Lovelace sofort entgegenzutreten, wartete man dessen Tod ab, was auch inhuman wäre, da der Arme so im Glauben an die Familienunehre starb! Hier verstecken wir freilich doppelsinnig zweideutige Ironie, denn meines Wissens müßte sein Archiv noch andere Dinge enthalten, von denen nie etwas verlautete, und Edgcumbes Scheinargumente hätten ihn wohl weidlich amü-

siert, da er sicher nach ganz verschiedener Richtung etwas fürchtete. Diesen Streich hätte er wohl aus seinem Archivarsenal pariert, darum nahm man den Fehdehandschuh erst gegen den Toten auf, gewiß aus sehr löblichen Gründen beim ererbten Vertrauensverhältnis Murrays zu Byrons Nachlaß, subjektiv gutgläubig, doch objektiv nur mit einem flüchtig verpuffenden Blender.

Auf diesem frei in der Luft hängenden, aus lauter Strohhalmen erbauten leeren Gerüst, reinem Hokuspokus für gelehrte Gaffer, blitzt nur einmal ein Licht auf: nämlich, daß Augusta nie brieflich *sich* direkt anklagt, sondern stets indirekt von einer „unglücklichen Person" redet, was Lady Byron blindlings als Selbstbezichtigung aufgefaßt habe. Die energische, kluge, gewissenhafte Frau sollte sich mit solcher Zweideutigkeit begnügt haben, wo doch ihr Gewissen Klarheit fordern mußte? Wieviel verständlicher wird dieser Briefwechsel voll dunkler Andeutungen, wenn man es einfach so liest, wie es wirklich dasteht: beide reden wirklich von einer dritten Person, einer großen Unbekannten, die hinter den Kulissen als Hauptfaktor mitspielt, beide reden für einander verständlich über ein Geheimnis, das sie miteinander haben und das vorerst Byron nicht teilen, deshalb auch nicht nach England zurückkehren darf. Nicht als reuige Sünderin, sondern als untrennbare Genossin liefert die Schwester alle Briefe Byrons aus. Behauptete er nicht schon am Schluß des Ehejahres, seine beiden Damen hielten gegen ihn zusammen unter seinem eigenen Dache? Es wird ausdrücklich angedeutet, daß sie seine Unvorsichtigkeit fürchteten. Weshalb denn? Ob man ihn je ganz aufklärte — in Lovelaces Archiv, soweit er es auskramt, klafft auf einmal eine große Lücke, hier schweigt des Sängers Höflichkeit —, ob man ihm das Schlimmste verschwieg? Offenbar glaubt „Manfred" noch an „Astartes" Tod. Die Nämlichen, die treuherzig ans Sinnloseste glauben, fragen uns spöttisch, ob Byron über Thyrzas vermeintlichen Tod je im Unklaren geblieben sein

könne. Als ob man damals so genaue Polizeilisten und Standesregister geführt hätte, als ob geheime Ehen und anonymes Sterben oder falsche Todesangaben nicht damals in England häufig genug vorgekommen wären! Man hat Byron offenbar getäuscht, und er unterließ, sich zu vergewissern — um nicht alte Wunden aufzureißen: „Ich will nicht fragen, wo du ruhst.“ Wer an Kindesunterschiebung zwischen zwei vornehmen Damen im vollen Lichte der Gesellschaft glaubt, sollte sich doch solch müßige Skepsis sparen. Wie es Bände spricht, daß in der Todesbeichte, wo er die volle Wahrheit bekennen wollte, die Namen Mary-Medora überhaupt nicht vorkommen, so sollte man umgekehrt kaum für möglich halten, daß alle sogenannten Byronforscher dies von Moore kaltblütig abgedruckte Dokument ohne jeden Kommentar ließen, weil sie nichts damit anzufangen wußten. Und wie reimt sich Byrons Erschauern, wenn man ihn an Thyrza erinnerte, zu fiktiver Umschreibung? Wohlgespielte Komödie? Ja, so geht es: man hat unerhebliches Scheinmaterial, flugs steht eine These da, stößt aber gleichzeitig auf lauter gegenteilige Aeußerungen und Handlungen Byrons — und sofort überschreit man sie: Gewohnheitslügner! Alle, die seine Aufrichtigkeit rühmten, logen natürlich auch. Weil jede Aeußerung — z. B. „Vergangenheit“, „lange vor dieser Zeit“, konnte er nicht 1815 über angeblich 1813/14 Geschehenes sagen! — glänzend zu unserer Theorie, doch zu jeder anderen überhaupt nicht paßt, darum muß Byron ein Schwindler gewesen sein? Das nennt sich wissenschaftliche Methode!

Wenn aber alle sonstigen Theorien — die frühsten, Lady Byron sei eine unverständige Gans gewesen oder hätte an Zwangsvorstellungen pharisäischer Splitterrichterei gelitten, bezeichnen den äußersten Tiefstand der Unwissenschaft — eine nach der anderen zerrinnen, so wird man wohl gestehen, daß unsere Theorie allein stichhält. Laut Lady Blessington sprach Byron fortwährend von seiner getrennten Gattin, sie

kam nie aus seinen Gedanken, er pries sie 1823 in allen Tonarten, betonte sogar ihre physische Anziehungskraft (I liked her looks). Haltlose Verunglimpfung einer edeln Toten ahndet man am besten durch Byrons eigene Worte in seiner Abwehr des Blackwoodpamphlets: „In ihrem Fühlen hat sie mich sicher längst gerächt, denn was immer ihr Motiv war, nie stellte sie sich vor, wie man den Vater ihres Kindes mißhandeln werde, den Gatten ihrer Wahl." Hiermit betont er also ausdrücklich eine Neigungsehe, gemäß ihrem eigenen Ausspruch „eine Neigung, zu tief, um rasch überwunden zu werden". Und doch unerbittliche Unversöhnlichkeit? Wußte sie im voraus, die Welt werde ihre Partei nehmen, als sie ihre gesellschaftliche Existenz aufs Spiel setzte, sich den bewunderten Gatten, ihrem neugeborenen Kind den Vater raubte? Tobte man nicht gleich darauf gegen ihren Verfolgungswahn, der ihn England entfremdet habe? So wagte und opferte sie alles wegen irgendwelcher verflossenen und vergessenen Irrung Byrons, für die sie nicht mal Beweise hatte? Das Unsinnige tritt bei Edgcumbe noch stärker hervor als bei Lovelace. Auch Byrons Eheschließung wäre unerklärlich, wenn er damit nur ein anderes Verhältnis verbergen wollte. Da wäre die kluge selbstbewußte Miß Milbanke gerade die Ungeeignetste gewesen, die er doch schon zuvor gründlich kannte. Ging er widerwillig eine konventionelle Ehe ein? Nein, er heiratete nach längerer Werbung, die sogar eine Abweisung überstand, gegen Wunsch und Rat seiner Freunde, das Weib, dessen Geist und Charakter ihm besondere Hochachtung einflößte. Materiell hätte er viel bessere Partien machen können, da sie ihm mehr ferne Erbschaftserwartungen zubrachte als augenblickliche Mitgift, die er hochnötig hatte. Ein Brief aus dem Honigmond gesteht jovial, er sei in seine Frau verliebt, und doch ergießt er schon im März 1815 tiefste Bitternis in dem Gedicht: „Die Welt uns keine Freude gibt, die sie nicht wieder nimmt", worin er beweint, „was hin für immerdar".

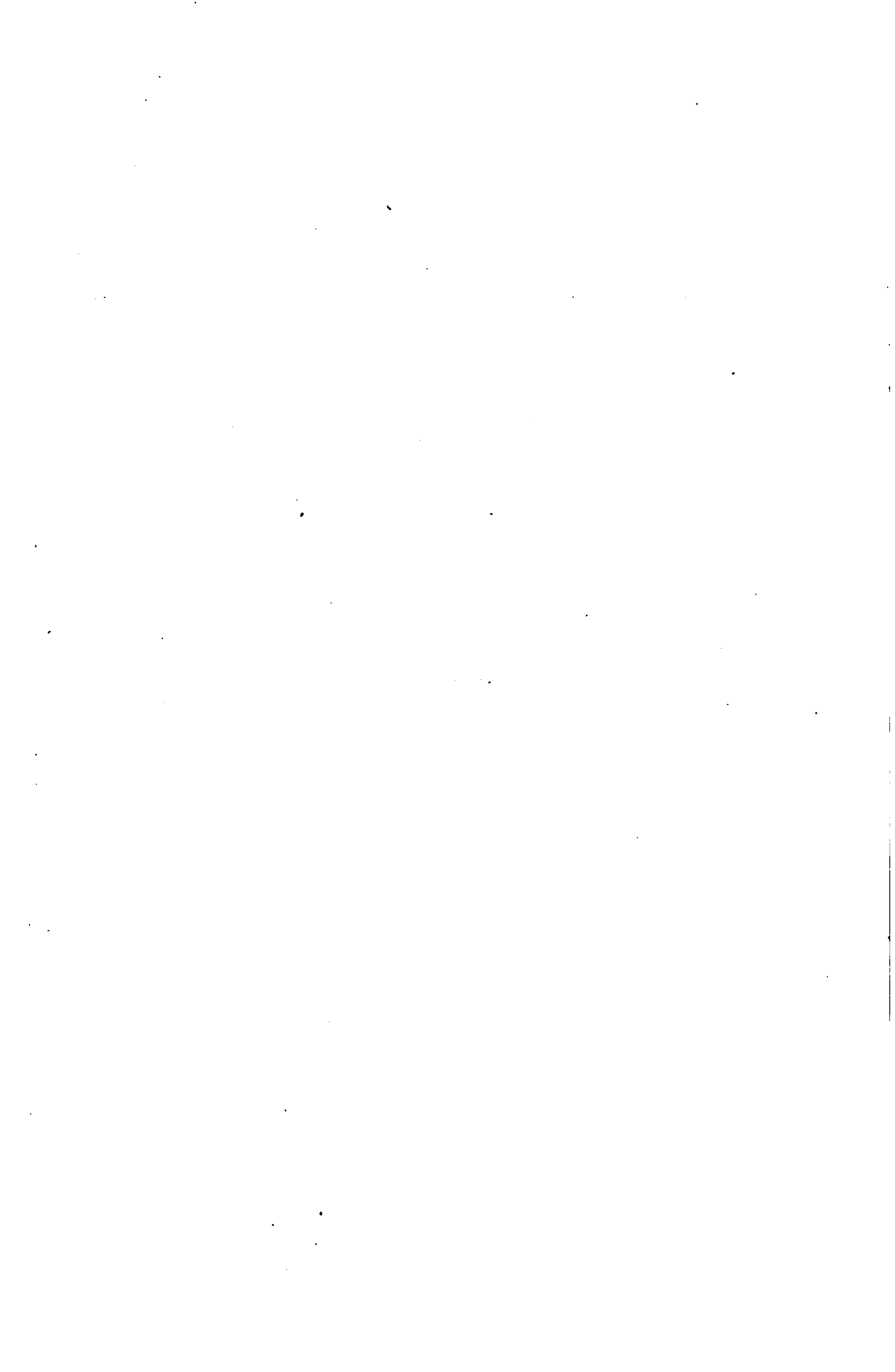
Wenn er bei der Trauung sich höchst auffällig benahm, totenbleich und „zitternd wie Espenlaub", so stimmt solche Hysterie nicht zu seiner hohen Männlichkeit kühlen Mutes. Es stak also in der Zeremonie etwas, was ihn mit Schrecken erfüllte. Ein Schatten der Vergangenheit ließ sich nicht abschütteln und führte zuletzt zu jenem Selbstmordversuch, den sie als Wahnsinnssymptom ausspielen ließ, mit der unwidersprochenen Behauptung, „die ihm nächststehende Person" (Augusta) habe diese Meinung geteilt. Wenn er widerstrebend in die Trennung willigte und jede öffentliche Erklärung über Lady Byrons Schweigen scheu zurückzog, dann vier Jahre lang die Welt mit tobendem Trotz erfüllte, weil sie anscheinend auf dem Inzestgerücht fußte, dann aber sein Grimm verraucht und ritterlicher Ehrerbietung vor der gekränkten Gattin Platz machte, wie will man dies mit anderem als mit unserer Theorie zusammenreimen! Daß er 1820 Bestimmtes erfuhr, steht nun unwiderleglich fest nach dem Satze: „Vor fünf Jahren, warum schwiegst du damals?" Nur verstockte Verblendung könnte dies auf den Inzestwahn beziehen, über den man ja keineswegs geschwiegen, den er so zornig als Grund seiner Erbitterung gegen sie betont hatte. Oder enthüllte sie ihm etwa, sie wisse um seine Mary-Affäre, wozu ganz England gelacht haben würde: der Berg gebiert eine Maus?! Da hätte er ihr gewiß nicht Verständnis für ihr Recht entgegengebracht, wegen solcher Lappalie sein und ihr Leben zu zerstören!

Wenn die Welt jene tieferen Bezüge der Manfredbeichte nicht ahnen konnte, so entsprach ihr doch auch sonst der immer wiederkehrende düstere Inhalt seiner poetischen Selbstenthüllung. All seine Heldinnen sterben an ihrem Geliebten. Lady Byron aber setzte er ein unvergängliches Denkmal in Sardonapals Gattin Zarina. „Vielgekränkte! . . Glaube, daß niemand deine Tugend mehr verehrte, obschon ich sie nicht zu benutzen wußte . . . Ja, dies muß ich leiden, der nie mit Willen einem Menschenherzen Pein zufügte! . . . Sie

liebte mich und ich sie." Aber sein Auge haftet eben stets an dem schwarzen Ring: „Meiner Thyrza Pfand in besseren Tagen, wie anders schaust du mich an in der Trauerfarbe! Du bitteres Verlöbnis!" Trelawny berichtet ja, wie er auf der Ueberfahrt nach Missolunghi unvermittelt Byron mit der Frage überfiel: Wer war Thyrza? Der heiter Plaudernde erhob sich leichenblaß, schloß sich stumm in seine Kajüte ein und kam einen Tag lang nicht zum Vorschein. Zum Schluß noch folgende Logik: Da die Unbekannte von 1806 bis 1809 feststeht, warum blieb sie für die Forschung wie vom Erdboden verschlungen? Ist irgendwie denkbar, daß ein Wesen, das eine solche Hauptrolle in Byrons Jugend spielte, sich später nie mehr gemeldet haben sollte, als sein Ruhm zwölf Jahre lang Europa überstrahlte? Es ginge nicht mit rechten Dingen zu, wenn sich die weibliche Eitelkeit nicht mindestens nach Byrons Tode hervorgewagt oder wenigstens die erregte Neugierde der Nachforschung befriedigt hätte. Ebenso unmöglich scheint, daß Byron bei seiner Rückkehr sie nie wieder aufgesucht und sie überhaupt nie mehr erwähnt hätte. Demnach verschwand sie a b s i c h t l i c h, nachdem sie f ü r i h n angeblich 1811 starb. Also lassen die Thyrzalieder keinerlei andere Beziehung als die auf die große Unbekannte zu, was wir ja ohnehin ausführlich bewiesen. Wer danach an tragischer Wirklichkeit zweifelt, dem ist nicht zu helfen.








483885
Bleibtreu
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

